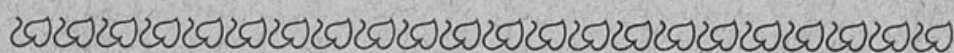


# Die neusten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft.



Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht  
des Realgymnasiums zu Duisburg-Ruhrort

von

==== DR. E. MEYER. ====



1906

Duisburg-Ruhrort.

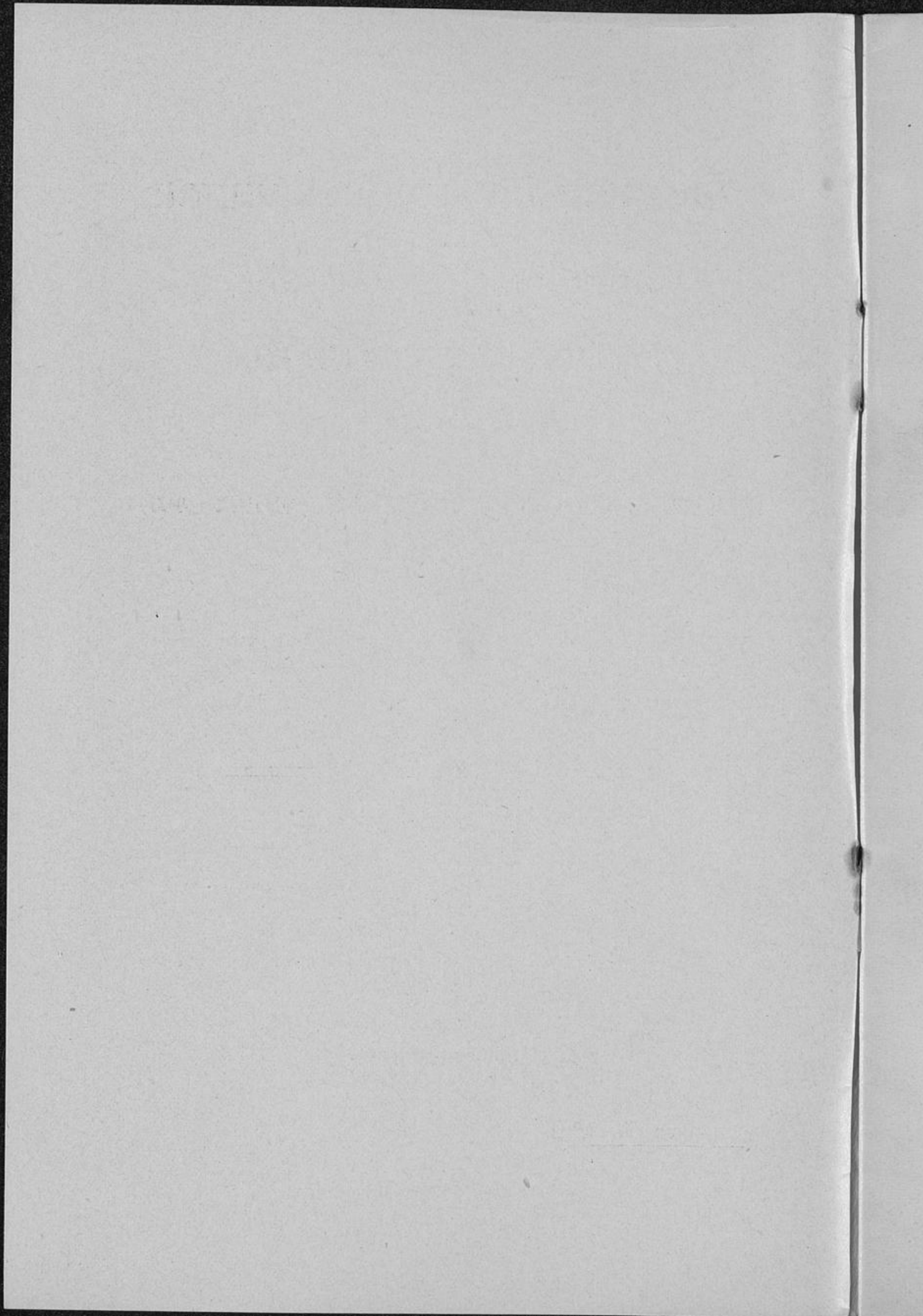


Programm Nr. 606.

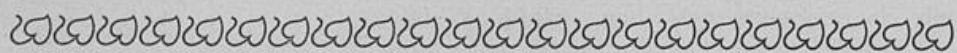
Druck von Joh. Brendow & Sohn, Ruhrort.

9du  
63 (1906)

606 b



# Die neusten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft.



Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht  
des Realgymnasiums zu Duisburg-Ruhrort

von

==== DR. E. MEYER. ====



1906  
Duisburg-Ruhrort.

Programm Nr. 606.

Druck von Joh. Brendow & Sohn, Ruhrort.

Die neuesten Entdeckungen

auf dem Gebiete der

Sprachwissenschaft.

Verlag von Julius Neumann, Neudamm.

Wissenschaftliche Beiträge zum Jahresbericht  
des Reichsanstalts zu Berlin-Königsplatz



1906  
Bonn-Königsplatz.

Programm Nr. 100

Verlag von Julius Neumann, Neudamm.



„Die Sprache steht in der Mitte zwischen den beiden Gebieten der Natur und des Geistes. Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menschen Witz ersonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menschlichen Wesens mit Notwendigkeit hervorgeht, und dessen Gestaltung von der Willkür des Einzelnen ebenso unabhängig ist, wie der Organismus des Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber freie Tat des Geistes, welcher nirgends den Stoff selbständiger zu beherrschen scheint. Darum gibt es kein treueres Abbild des Volks- und Menschengeistes als die Sprache; mit der Feststellung seiner Sprache beginnt die selbständige Geschichte des Volkes, und der Einzelne bekundet seine geistige Reife, indem er der Sprache mächtig ist. So wunderbar vereinigt sie in sich das Wesen freier Selbstbestimmung und natürlicher Entwicklung, so durchdringt sich in ihr Freiheit und Notwendigkeit.“

Ernst Curtius.

## Kapitel I.



# Das zentrale Problem der Sprachwissenschaft.

Im Anfang war das Wort. Diese Worte stehen sinn- und bedeutungsvoll am Eingang des grossen Grimmschen Wörterbuches, darauf hinweisend, dass die Sprache von Anbeginn gewesen, dass sie mit dem Menschen geboren sei; sie führen unsern Geist in weit entlegene Zeiträume, und wenn wir sie in ihrer tiefsten Tiefe verstehen, stellen sie ihn vor ein grosses Rätsel, vor die Frage nach Wesen und Ursprung der Sprache. Woher sind sie, diese zahllosen Sprachgebilde, in die wir von Kindesbeinen an unsre Wünsche, Empfindungen und Gedanken kleiden? Wie kam der Mensch dazu, gerade mit diesem Laut diese Vorstellung, mit jenem jene andrer dauernd zu verknüpfen? Alte Frage und ewig neues Rätsel, noch immer ungelöst von dem rastlos forschenden Menschengenossen! —

Erscheinungen die gleiche Beachtung wie die grossen. Wenn man am Ende des Jahrhunderts sich einmal rückblickend Rechnung ablegte, was die junge Wissenschaft in der verhältnismässig kurzen Zeitspanne geleistet hatte, so konnte man mit berechtigtem Stolze bekennen, es war über Erwarten viel. Wo vor kaum hundert Jahren noch ein grosses, leeres Feld zu finden war, da sah jetzt das Auge überall angebaute, von fleissigen Händen stets neu bestellte Fluren. Mochte der Blick schweifen von den heiteren, märchenumwobenen Ufern des Ganges und Indus über die europäische Kulturwelt hinweg bis dahin, wo die schäumenden Wogen an den rauhen Klippen Irlands sich brechen, so erklang auf dem weiten Gebiete wohl kaum eine Sprache, die nicht ihren würdigen Forscher gefunden hätte. In der Tat, die historische Denkweise hatte auf dem Gebiete vornehmlich der indogermanischen Sprachwissenschaft glänzende Resultate gezeitigt — allerdings, so müssen wir hinzufügen, nicht, ohne erhebliche Opfer zugleich zu bringen.

Die tiefsten Sprachprobleme, vor allem das zentrale Problem, was bedeuten im letzten Grunde die zahllosen Sprachformen, warum verbindet sich mit dieser bestimmten Lautform gerade dieser bestimmte Begriff, waren allmählich aus dem Gesichtskreise der historischen Sprachwissenschaft geschwunden und mussten daraus schwinden. Zwar waren in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch ernste Forscher der Frage der Etymologie, die seit dem Altertum den menschlichen Geist immer wieder beschäftigt hatte, näher getreten; sie hatten sie sogar, wie der geniale Pott, zu einer gewissen Lösung zu bringen geglaubt, in Wirklichkeit aber sich dabei eines ähnlichen freien Spieles schuldig gemacht wie so mancher Etymologe vor und nach ihnen. Die Folge war, dass die Vertreter streng exakter Forschung die Etymologie aus dem ersten Tempel der Wissenschaft überhaupt verbannt und in das Reich müssiger Spekulation verwiesen wissen wollten. Hatte doch die Etymologie noch nie ihrem Namen Ehre gemacht, die Lehre der Wahrheit (*ἔννοος* = wahr) zu sein! — Man kann nur zu gut verstehn, wie gerade ernste, um die Wahrheit der Dinge bemühte Forscher wie ein Schleicher lieber entsagende Selbstbescheidung in der Erkenntnis üben als immer wieder einem zwar verlockenden, aber trügerischen Spiele mit der Wahrheit zum Opfer fallen wollten. Aber — und das ist die Kehrseite der Betrachtung — wir verstehn ebenso gut, ja fühlen noch tiefer die brennende Sehnsucht des 18. Jahrhunderts, wie sie die Seele eines Herder erfüllte, den Drang des Menschengestes, gerade dieses tiefste Geheimnis der Sprache abzuringen. Ja noch mehr: wir müssen bekennen, dass Probleme wie die Etymologie der Sprachwissenschaft erst ihren eigentlichen Reiz verleihen, dass ihnen gegenüber alle sprachhistorischen Fragen sogar von untergeordneter Bedeutung sind. „Oder welche Frage ist interessanter,“ um mit einem so

weitblickenden Sprachforscher wie Freiherr Georg von der Gabelentz zu reden, „wie ein Wort oder eine Wortform vor so und so vielen tausend Jahren geklungen hat, oder jene andre, wie der menschliche Geist dazu gekommen ist, seine Vorstellungen in die und die Lautformen zu kleiden?“ — Denn was will und kann die historische Sprachforschung im Grunde leisten? Die Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen soweit verfolgen, wie die geschichtlichen Belege reichen. Wo diese aufhören, ist auch die historische Forschung am Ende und steht vor dem unendlichen Ozean der Unerforschlichkeit, den sie nicht überschreiten kann. Sie hat kein Mittel mehr in der Hand, auch nur ein kleines Stück dem Strome der Entwicklung weiter aufwärts zu folgen, die die Sprache in dem langen Zeitraume vor jeder schriftlichen Aufzeichnung durchmessen hat, geschweige denn bis zu der Quelle aufzusteigen, aus der die unzähligen Sprachformen, wie sie uns gleich bei ihrem Auftreten in der Geschichte bis zur Stunde entgegentreten, geboren sind. Und gerade in der Erreichung dieses letzten Zieles liegt eine der höchsten und zugleich reizvollsten Aufgaben der Sprachwissenschaft beschlossen, sodass es den forschenden Geist immer wieder mit Allgewalt treiben muss, in die geheimnisvollen Tiefen hinabzusteigen, wo er dem ersten Rauschen des jungen Sprachquelles begegnet, möglichst dorthin, wo Körper und Geist der Laute zum ersten Male ihren innigen Bund schliessen.

Wir stehn damit vor dem Problem der Sprachschöpfung, das gleichbedeutend ist mit der Frage nach dem innersten Wesen des Wortes. Es müssen doch Gründe dafür vorhanden sein, weshalb das einzelne Wort gerade den von ihm ausgedrückten Gegenstand bezeichnet, und es darf doch auch nicht jeden beliebigen andern bezeichnen können: zwischen Lautkörper und Begriff muss irgendwie von Anbeginn eine innere, naturnotwendige Verbindung bestehn. Im andren Falle hörte alles Forschen auf; auf dieser Voraussetzung ruht, bewusst oder unbewusst, die ganze vergleichende Sprachwissenschaft wie auf einem granitnen Sockel. Dieser einfache Gedanke muss uns als Leitstern bei der Lösung der Frage führen: Auf welche Weise sind die tausend und abertausend Wortgebilde entstanden, wie wir sie Tag für Tag in unsrer Muttersprache sprechen, wie sie uns in der griechischen und in der lateinischen Schwestersprache, kurz in allen Sprachen der indogermanischen Völker entgegentreten? Indem zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der zahllosen Sprachgebilde ein inneres Band bestehn muss, muss diese unendliche, zunächst verwirrende Vielheit der Wortgebilde hervorgegangen sein aus einer einfachen Einheit, ähnlich wie die mannigfaltigen Schöpfungen der übrigen Natur bei aller Verschiedenheit eine tiefe Einheit durchzieht. Es gilt also, die Einheit in der Vielheit der Sprachgebilde überall

aufzudecken, die Gesetze zu erforschen, nach denen die Sprache den ungeheuren Reichtum ihrer Gebilde geschaffen hat. Diese Gesetze aber müssen dieselben sein, nach denen die Sprache sich weiter entwickelt hat. Da nun das Wesen eines Wortes an seine Wurzel gebunden ist, die gleichsam seine Seele enthält, während alles andre wie Endung, Suffix usw. nur sein äusseres Kleid ausmacht, in dem andre Wörter ebenso gut erscheinen können, so ist uns unser Weg klar vorgezeichnet, indem wir überall durch das Sekundäre hindurch zum Primären vordringen, und das Problem der Sprachschöpfung spitzt sich zu in der einen Aufgabe: die Vielheit der Urgebilde der Sprache, der sog. Sprachwurzeln, zurückzuführen auf eine einfache Einheit. Wir treten also an die Sprache mit einem grossen treibenden Gedanken heran, der den Schlüssel zu ihren Geheimnissen führen muss, mit einer philosophischen Idee, die den ungeheuren Sprachstoff zunächst der indogermanischen Sprachfamilie dadurch zu beherrschen sucht, dass sie das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen erkennt, mit jener intuitiven Anschauung eines Goethe und Spinoza, die jede Einzelercheinung als Teil eines grossen Organismus in seiner innersten Bedingtheit, in seiner Notwendigkeit erblickt und darum überall Gesetz sieht.







## Kapitel II.



# Die Gesetze der Sprachschöpfung.

Treten wir mit dem inneren Bedürfnis der Einheit in das unermessliche Reich des Sprachstoffs ein, so liegt ein Gesetz, nach dem die Sprache die Vielheit ihrer Formen hervorgebracht hat, sofort zutage, das ist die vokalische Abwandlung ein und derselben Wurzel, die von Haus aus jeder vokalischen Differenzierung fähig ist. Jedem, sogar dem Laien springt diese Wahrheit ins Auge, wenn man ihn nur darauf hinweist, wie dieselbe Wurzel im Neuhochdeutschen z. B. als *brech-en*, *ge-broch-en*, *(er) brach*, *(er) brich-t*, *Bruch*, also mit sämtlichen fünf Vokalen erscheint. Einiges Nachdenken erfordert schon die Erkenntnis, dass nach demselben Gesetz *matt* und *müd-e*, *Blatt* und *Blüt-e*, *kal-t* und *kühl*, *Tor* und *Tür*, *Hahn* und *Huhn* jedesmal Variationen ein und derselben Wurzel sind, und zugleich stellen wir fest, wie die formelle Differenzierung hinterher in den Dienst einer inneren treten kann, wie also z. B. die Formen *Hahn* und *Huhn*, die ursprünglich unterschiedslos beide die Art bezeichnen, hinterher von der Sprache zur Bezeichnung des inneren Gegensatzes von männlichem und weiblichem Geschlecht verwandt werden.

Ein zweites, in seiner Tragweite bisher unbekanntes Gesetz der Wurzelabwandlung, das nach seiner äusseren Wirkung zunächst etwas ganz Ueberraschendes an sich hat, ist die Metathesis oder Lautumsetzung. Wie die äussere Verschiedenheit mancher anorganischen Körper nur auf die verschiedenartige Lagerung der Atome zurückzuführen ist (ich erinnere nur an die Kohle und den Diamant), so hat auch die Sprache die Vielheit ihrer Gebilde zum Teil durch das einfache Mittel der Umlagerung der Laute hervorgebracht: Die Wurzel kann in jeder Lagerung ihrer Bestandteile erscheinen. Im Lichte dieses Gesetzes traten mit einemmal uns allen wohlvertraute Wortgestalten in engste Verbindung, die dem oberflächlichen Blicke weit getrennt erscheinen und doch ihrem innersten Wesen nach zusammengehören. Von früher Jugend auf sind wir gewohnt, die beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für ‚Furcht‘ *tim-or* und *met-us* oft in einem Atem zu nennen, aber jetzt

erst begreifen wir die völlige Gleichartigkeit ihres Wesens nach Bedeutung und Form, wo wir sehn, dass der Begriff ‚Furcht‘ an die Wurzel ‚tem‘ wirklich gebunden ist, und dass diese Wurzel auch in der ihr völlig gleichwertigen umgelagerten Form erscheinen kann, kurz, dass *tim-or* und *met-us* ein und dasselbe Wort sind. Und nicht anders steht es mit dem lateinischen *form-a* (Gestalt) gegenüber dem gleichbedeutenden griechischen *μορφ-ή*, sodass der Geograph im Grunde den gleichen Ausdruck für die gleiche Sache gebraucht, wenn er in der ‚Morphologie‘ der Erdoberfläche ihre ‚Formen‘ beschreibt. Zu dem lateinischen *fol-ium* tritt nun die germanische Erscheinung mhd. *laub* (Laub), zu dem lateinischen *sol-vere* unser deutsches *lös-en*, zu dem lateinischen *ren-es* unser *Nier-en*, zu dem lateinischen *sil-ere* unser *leis-e* (mhd. *lîs-e*). Wir dürfen fortan nicht mehr sagen, das griechische *φιλ-έω* heisst in unsrer Sprache *lieb-en*, sondern es ist es in umgelagerter Form, wie auch mhd. *buol-en* (nhd. *buhlen*) eine Variation der gleichen Wurzel ist. Schauen wir uns nach der Wirksamkeit des Gesetzes nur in unsrer Muttersprache um, so finden wir bald zu unsrer grössten Ueberraschung, dass wir dasselbe Tier im Grunde mit demselben Namen bezeichnen, mögen wir es *Zieg-e* oder *Geiss*, *Zick-e* oder *Kitz-e* nennen, dass wir im Kern verwandte Worte aussprechen, wenn wir von dem Kranken hoffnungsvoll sagen können, dass er *ge-nes-e* oder *ge-sun-de*. Die engere Zusammengehörigkeit unsrer beiden edelsten Waldtiere, des Hirsches und des Rehes, haben wir immer empfunden, aber nicht, dass sie bei ihrer Wesensgleichheit auch den gleichen Namen in umgelagerter Form tragen: *Hir-sch* (ahd. *hir-uz*, engl. *har-t*) und *Reh* (mhd. *rêch*). Es ist nicht nur der gleiche Begriff, sondern auch das gleiche Wort, wenn wir nebeneinander gebrauchen *lasch* und *schal*, *Tug-end* und *gut*, *Kahn* und *Nach-en* oder für den draussen im Felde aufgeschichteten Haufen Stroh sowohl *Stroh-diem-e* als auch *Stroh-miet-e*. Fast neckisch will uns die Erscheinung anmuten, wenn wir sehn, dass dem Niederdeutschen das oberdeutsche *Topf* in der umgelagerten Gestalt *Pot* geläufig ist, in der es auch der Franzose übernommen hat. Aber noch unumschränkter hat das Gesetz gewirkt: nicht nur konnten, wie in den angeführten Beispielen, die Konsonanten gegenseitig ihre Stelle vertauschen, sondern einer von ihnen konnte bald vor, bald hinter den andern treten. Hiernach finden sich wie dem Wesen, so auch dem sprachlichen Ausdruck nach eng zusammen lateinische Wortgebilde wie *gel-idus* und *alg-idus* (kalt), das lateinische *nos* und unser *uns*, das lateinische *gen-u*, unser *Knie* (got. *kni-u*) und englisch *nook*. Dass das lateinische *ang-ulus* (Ecke, Winkel) nichts anderes ist als das griechische *γων-ος* (Ecke, Winkel), wird uns noch besonders fühlbar in so parallelen Bildungen wie griechisch *τρι-γων-ον* (Dreieck) und lateinisch *tri-ang-ulum* (Dreieck). Wie im Deutschen ‚Fluss‘ zu ‚fliessen‘ und

im Lateinischen *fluv-ius* nebst *flu-men* zu *flu-ere* gehört, so das lateinische *am-n-is* (Fluss) zu *ma-n-are* (fliessen), in deren Bund sich noch als dritte Erscheinungsform derselben Wurzel das griechische *ῥᾶμ-α* (Fluss, Quell) einreihet: wir sehn immer wieder aus allen Erscheinungen das Wesen hervorbrechen und das Wesensgleiche, wie es nicht anders sein kann, auch in der Sprache sich organisch zusammenfinden in seinem gemeinsamen Ursprunge, der Wurzel, in so verschiedenen Formen diese auch äusserlich auftreten mag. So könnte ich noch Hunderte, ja Tausende von Beispielen für die Wirksamkeit dieses sprachschöpferischen Gesetzes anführen und in seinem Lichte die interessantesten, bisher verborgen gebliebenen etymologischen Zusammenhänge aufweisen; aber auch so schon wird man sich überzeugt haben, wie uns unser Glaube an ein inneres Band zwischen Form und Inhalt in der Sprache nicht betrogen hat: die Form der Wurzel wechselt, während ihr Wesensinhalt derselbe bleibt. Zugleich sieht man, welch erstaunlichen Formenreichtum die Sprache durch die Wirkung des Metathesisgesetzes auf dem einfachsten Wege hervorzubringen vermochte, einen Formenreichtum, der denn in der Tat über die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen ausgegossen ist, sodass uns hier dieser, dort jener Typus je nach der Entwicklung der besonderen Sprachgenossenschaften entgegentritt.

Was ist denn nun die Metathesis der Laute ihrem Wesen nach? Worauf beruht diese eigentümliche, für die Urschöpfung der zahllosen Sprachgebilde so grundbedeutsame Erscheinung? Zweifellos haben wir es mit einem physiologisch-psychologischen Vorgange zu tun, einer Reproduktion der Lautgruppen, indem die zuletzt in das Bewusstsein gelangten Laute als der frischeste Eindruck die Vorstellung ganz beherrschen und so bei einer Wiedergabe leicht zuerst wieder zur Erscheinung kommen, und zwar besonders, wenn diese Wiedergabe durch ein zweites Individuum erfolgt, das den Eindruck der Laute empfangen hat. Man denke sich in die Zeit der Sprachschöpfung, in die erste Kindheit des Menschengeschlechtes zurück, wo das sprechende und das hörende Individuum gleichmässig Naturkinder waren, wo noch nicht der leiseste Gedanke an eine schriftliche Wiedergabe der Sprachgebilde aufgetaucht war und das Kulturprodukt der schriftlich fixierten Sprache noch nicht seine unberechenbare Wirkung auf den Menschen ausübte: dann kann man sich eine schwache Vorstellung von der ursprünglichen Wirksamkeit dieses Gesetzes machen, das sich auch heute noch überall dort geltend macht, wo sich das Leben der Sprache in ähnlich naiven, unbewussten Formen abspielt. Die Sprachen der Naturvölker zeigen uns die Erscheinung auf Schritt und Tritt in so reicher Entfaltung, dass z. B. die Sprache der Suahelineger, deren Material im Munde ihrer Träger bis auf den heutigen Tag gleichsam flüssig-bewegt geblieben ist, ein und dasselbe Wort in jeder möglichen Lagerung

seiner Laute aufweist. Die Mundarten in ihrer Urwüchsigkeit sind voll davon, und zwar bei allen Kulturvölkern. Mag im Munde des deutschen Volkes das französische *sergent* (Sergeant) die Form *Schersant* angenommen haben oder der alte *mons Vosagus* des Cäsar, wie ihn auch unsre Vorfahren in Uebereinstimmung mit der heutigen Bezeichnung *Was-gen-wald* nannten, die Form *Voges-en*, mag uns in italienischen Dialekten statt des gewöhnlichen *telegrafo* ein *telefrago*, statt *parola* (Wort) ein *palora* ans Ohr schlagen, mag uns unser *kitz-eln* aus dem Munde des Engländers als *tick-le* entgegenklingen usw., immer und überall sehn wir das Gesetz der Metathesis bis auf den heutigen Tag seine ewige Wirksamkeit ausüben, freilich längst nicht mehr in der grossartigen Weise wie an dem Tage, als die Sprache ihr ‚Werde‘ sprach, sondern in stillerer Art, hier und da umgestaltend, aber wir wissen jetzt, es ist die alte Urkraft, die von Anbeginn da war. Wie sehr wir eben für die Vollziehung der Metathesis veranlagt sein müssen, das können uns endlich jeden Tag aufs neue die häufigen Fälle von Versprechen dieser Art zeigen, die wir nicht nur bei Kindern und dem gemeinen Manne, sondern sogar bei dem erwachsenen Gebildeten beobachten. So muss man sich unter Umständen ordentlich Mühe geben, sich z. B. bei den beiden Wörtern *conservieren* und *conversieren*, in denen die mittleren Lautgruppen zufällig im Verhältnis der Metathesis zueinander stehn, nicht zu versprechen. Oft geben wir auch bewusst in scherzhafter Weise der Wirkung des Gesetzes nach, besonders wenn das neue Resultat einen entsprechenden Sinn ergibt: man denke an Umbildungen wie *Freischütz* zu *Schreifritz* und an das scherzhafte *eo piso* der Studentensprache, eine Umsetzung, zu der der Antrieb offenbar in dem sehr starken Hiatus von *eo ipso* lag. So sehn wir von dem Verhältnis von *tim-or*: *met-us* bis herab zu dieser scherzhaften Neubildung dieselbe ewige Schöpfungskraft wirken und erkennen zugleich, wie die Sprache ihren Urstoff, die Wurzelgebilde, durch das einfache Mittel der verschiedenen Lagerung ihrer Bestandteile zur Mannigfaltigkeit geformt und damit eine Bedingung für die reichste Entwicklung von Anbeginn in sie hineingelegt hat.

Das dritte grosse Gesetz, nach dem die Sprache die Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde aus einer einfachen Einheit geschaffen hat, ist die konsonantische Abwandlung ein und derselben Wurzel: Danach können in jeder Wurzel sämtliche Konsonanten von *Haus* aus miteinander wechseln, genau so wie die Vokale. Ganz allmählich, Schritt für Schritt, in langem, harten Ringen mit dem Stoffe ergab sich diese einfache Erkenntnis, die zunächst stutzig machen muss. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auch diese neue Wahrheit an den Tatsachen zeigen wollte, so sehr ich mir bewusst bin, dass ich den Leser von dieser letzten neuen Erkenntnis nur auf demselben langen und mühsamen Wege ganz überzeugen könnte, der den

Forscher zu diesem Ziele geführt hat. Ich muss mich vielmehr darauf beschränken, in knappen Zügen die Art und Weise vorzuführen, wie wir allmählich nur durch die Gewalt der Tatsachen zu dieser zuerst kühn erscheinenden Erkenntnis geführt, ja gedrängt wurden. Zunächst zeigte sich, dass bei der Urschöpfung der Sprache in jeder Wurzel, die einen liquiden oder einen nasalen Laut enthält, von vornherein ein beliebiger Wechsel zwischen den Lauten l, r, m, n eintreten konnte. Die Beispiele sind wieder ungezählt, und um das Gesetz zur Anschauung zu bringen, führe ich nur unser deutsches Wort ‚scheiden‘ an, dessen Wurzel wir in sämtlichen vier Erscheinungsformen nebeneinander hervortreten sehen als *schein-en* (gotisch *skein-an*), *schimm-ern*, *schill-ern* und als gotisch *skeir-s* (klar, glänzend). Deutlich spiegelt das Gesetz wieder das griechische *σειρ-ά* (Seil) gegenüber unserm Seil, das englische *dark* gegenüber unserm dunkel, das Nebeneinander von lateinisch *mur-us* (Mauer) und *moen-ia* (Stadtmauer), von unserm *Mun-d* und *Maul* (mhd. *mûl*), *summ-en* und *surr-en*, *brumm-en* und *brüll-en*, und wenn wir nun im Lichte dieses Gesetzes als Angehörige derselben Wurzelfamilie nicht nur das griechische *(σ) ἥλ-ιος* (Sonne) mit *σελ-ήνη* (Mond), das lateinische *sol*, das deutsche *Sonn-e* (englisch *sun*), sondern auch das griechische *σελ-ας* (Licht, Glanz), das lateinische *ser-enus* (heiter, hell), ja sogar das griechische *(σ) ἡμ-έρα* (Tag) erkennen, so sehen wir immer aufs neue, wie sich das Wesensgleiche auch in seinem Ausdruck in der Sprache zusammenfindet. Sonne und Tag, wie Ursache und Wirkung, aufs engste verknüpft, sodass die dichterische Anschauung sie wieder unmittelbar einander gleichsetzen kann. Und in einen solchen naturnotwendigen Zusammenhang tritt nun auch unser ‚Meer‘, das gotische *mar-ei*, das lateinische *mar-e*, das nichts anderes ist als die schon erwähnten lateinischen Wortgebilde *man-are* (fliessen) und *amn-is* (Fluss), ein Typus derselben Wurzel, die in anderer Gestalt im griechischen *μύρ-ω* (fliessen), in *ραρ-ός* (fliessend) und in dem Namen des allbekannten Meergottes *Νηρ-εύς* vorliegt. So selbstverständlich der Begriff ‚Fluss‘ zu ‚fliessen‘ gehört, so selbstverständlich muss auch der Begriff ‚Meer‘ dazugehören, diese grosse ‚Flut‘, die alles Fliessende in sich aufnimmt.

Aber weiter. Mit fortschreitendem Eindringen in den Sprachstoff erwies sich nicht nur der generelle Wechsel der Spiranten f, v, ch, th, (*φ, χ, θ*) innerhalb derselben Wurzel als primäres sprachschöpferisches Gesetz, wie es das Nebeneinander von griechisch *θύρ-α*, unserm Tür und lateinisch *for-es* (Tür) kurz andeuten möge, sondern mehr und mehr, trotz eignem langen Widerstreben, ergab sich die Erkenntnis, dass Liquiden, Nasale und alle Spiranten, also auch s und j, unterschiedslos in ein und derselben Wurzel von vornherein wechseln können. Hatte man in dem Streben, aus dem Wirrsal der Erscheinungen nach gesetzmässiger Klarheit zu gelangen, vorn auf seinem Wege diese

Klarheit nur da zu sehn vermocht, wo sie sich in ihrer einfachsten Form gab, so musste man weiterschreitend die vorher in klarer Isolierung laufenden Fäden auch da noch leicht verfolgen lernen, wo sie sich kreuzen und verbinden, und wo das ungeübte Auge nur ein verwirrendes Durcheinander wahrnehmen würde. Oder hätte man gewaltsam die Augen schliessen sollen vor solchen zutage liegenden Beziehungen, wie sie bestehn zwischen griech. *μύρμηκ-ς* (Ameise) und dem gleichbedeutenden lateinischen *form-ica*, zwischen dem griechischen *λαρυγία* (Schlund, Kehle) und dem gleichbedeutenden lateinischen *fauc-s*, zwischen dem lateinischen *salt-us* (Waldgebirge) und unserm Wald (mhd. *walt*), besonders wenn Tausende von Beispielen an allen Ecken und Enden des weiten indogermanischen Sprachgebietes immer wieder dieses Gesetz mit lauter Stimme predigten? — Lange Zeit glaubten wir hiermit am Ende zu sein und das Ergebnis ziehen zu können: Die Liquiden, Nasale und Spiranten können infolge ihrer flüssig-beweglichen Natur in jeder Wurzel ursprünglich miteinander wechseln, die starrereren Verschlusslaute *p*, *t*, *k*, *b*, *d*, *g* dagegen, deren Artikulationsstelle völlig festgelegt ist, sind von diesem generellen Wechsel ausgeschlossen. Und doch zeigten sich schon Fälle, in denen auch die Verschlusslaute offenbar an diesem Wechsel teilnahmen wie z. B. in dem Nebeneinander der beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für ‚Höhle‘ *spec-us* und *spel-unca*! Neue mächtige Bundesgenossen traten hinzu, sodass sich der allgemeine Wechsel der Mitlauter als wirklich erwies. Im Lichte dieser Erkenntnis schwindet zugleich das letzte Dunkel, das noch über vielen Sprachgebilden lag: jede Sprachform wird in ihrem Wesen durchsichtig, und so allein geht der gewaltige Sprachstoff, wie es unser Geist von Anfang an als notwendig gefordert hatte, restlos in einer einfachen Einheit auf. Auf der jetzigen Höhe unsrer Erkenntnis, zu der wir uns langsam aus der Masse des Stoffes hinaufgearbeitet haben, sehn wir ein und dieselbe Wurzel mit dem Begriffe ‚kriechen‘, um auch hier das Beispiel anzuführen, das die Kölnische Zeitung in ihrem längeren Artikel über die neuen Forschungen gewählt hat, in folgenden individuellen Sprachgestalten: lat. *verm-is* (Wurm), litauisch *kirm-is* (Wurm), griechisch *καρκίνος* (Krebs), *κέρδ-ώ* (Wiesel); lettisch *zerm-e* (Wurm), lat. *tarm-et-s* (Holzwurm) nebst lettisch *tarp-s* (Wurm), griech. *θρίπ-ς* (Wurm) und lateinisch *serp-o* (kriechen); griech. *μύρμηκ-ς* (Ameise), lat. *form-ica* (Ameise), altindisch *harm-útas* (Schildkröte). Wir erkennen schon an diesem einzigen Beispiele, welchen Formenreichtum eine Wurzel aus sich hervorzutreiben vermochte.





### Kapitel III.



## Die physische Seite der Sprachschöpfung.

Wir können jetzt freie Umschau halten und zusammenfassend feststellen, was sich uns mit notwendiger Gewissheit für die Erkenntnis des Wesens und Lebens der Sprachwurzel nach ihrer physischen und psychischen Seite und damit der Sprache ergeben hat; ist doch die Wurzel das Urelement der Sprache, in dem wie in der Zelle das ganze Leben vorgebildet enthalten ist. Aus diesem verhältnismässig geringen Urstoff also ist das gewaltige Sprachganze geworden, das wir als die indogermanische Sprachfamilie zu bezeichnen pflegen, und zwar auf dem einfachsten Wege. Sobald dieser Urstoff in dem Munde seines Trägers Bewegung und Leben erhielt, zeigte sich alsbald, welche erstaunliche Bildsamkeit er in sich trug; mit Schöpferkraft traten die uns bekannten Gesetze, die in der Natur des Stoffes geradezu in selbstverständlicher Weise begründet waren, in ihrer Wirksamkeit zutage und entwickelten diesen ursprünglich einfachen Stoff zu einer so ausserordentlichen Mannigfaltigkeit, dass der Reichtum der immer neu entstehenden Gebilde kaum zu bergen war. Hier stehn wir nur noch mit Staunen und Bewunderung vor der Schöpferkraft der Sprache und fühlen tief, dass sie in ihrem Wesen und Schaffen ganz der übrigen Natur gleicht, eingedenk des schönen Goetheschen Antepirrhemas aus ‚Gott und Welt‘:

So schauet mit bescheidnem Blick  
Der ewigen Weberin Meisterstück,  
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schifflin hinüber, herüber schiessen,  
Die Fäden sich beegnend fliessen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;  
Das hat sie nicht zusammengebettelt,  
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,  
Damit der ewige Meistermann  
Getrost den Einschlag werfen kann.

Wenn eben von den zahllosen Wörtern der Sprache nicht jedes für sich sein besondres Einzeldasein, seine besondre selbständige Entstehung, sondern, wie uns die Tatsachen zeigen, mit

vielen andern einen gemeinsamen Ursprung hat, dann ist dies nur so möglich, dass dies Eine sich selbst vervielfältigt hat. Diese Vervielfältigung ist aber nach Art und Umfang in ganz natürlicher Weise damit gegeben, dass die wenigen Laute, aus denen sich jenes Eine zusammensetzt, die ganze Reihe aller überhaupt vorhandenen Laute in ihrer Entwicklung durchlaufen, wobei zugleich noch die Stellung dieser Laute zueinander wechseln kann. Und wo ist die Notwendigkeit, die diese höchste Freiheit bindet, die uns sagt, dass wir es mit keiner zügellosen Willkür, sondern in jedem Falle mit ganz bestimmten, von allen andern unterschiednen Sprachgebilden zu tun haben? Das ist der Ursprung, indem in dem ganzen Differenzierungsprozesse der Wurzeln es sich zwar immer um dieselbe Bewegung, aber mit stets verschiedenem Ausgangspunkt handelt. So entstehen bei den einzelnen Wurzeln immer wieder dieselben Gebilde, und doch handelt es sich immer um andre, innerlich streng voneinander geschiedne Sprachwesen, die mit andern wohl dieselbe Art der Entwicklung und Entfaltung haben, aber auf einen ganz andern, jedesmal nur ihnen eigentümlichen Ursprung zurückgehn.

In jeder Wurzel können wir also eine ununterbrochene Entwicklungsreihe verfolgen, deren Glieder unmittelbar und mittelbar in der mannigfachsten Weise zusammenhängen, sodass jedes einzelne Glied organisch mit allen andern in Verbindung steht. Direkt erkennbar ist dieser Zusammenhang für uns immer nur unter den sich zunächst berührenden Gliedern. So haben wir die unmittelbare Anschauung für die Verwandtschaft der Glieder nur dann, wenn wir die Entwicklung an einer Stelle gleichsam festhalten und so das Widerspiel zwischen gleichbleibenden und wandelbaren Kräften, zwischen Dauer und Wechsel erfassen, wenn wir also z. B. den Wurzelanlaut festhalten, den auslautenden Konsonanten dagegen seine Entwicklungsreihe durchlaufen lassen wie in unsern neuhochdeutschen Wörtern *brenn-en*, *brat-en*, *brod-eln*, *brau-en*, *brüh-en*. Jedem drängt sich hier unmittelbar die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Wurzeltypen auf. Sobald aber bei zwei derselben Wurzel angehörenden Sprachgebilden der anlautende und der auslautende Konsonant sich verändern, dann vermögen wir den Zusammenhang zwischen den äusserlich einander ferner stehenden Wortgebilden nur mit Hilfe der vermittelnden Bindeglieder zu erkennen, da uns jede direkte Anschauung des Zusammenhanges fehlt. Ein Beispiel möge diese für das Verständnis der Schöpfung der Sprachgebilde wie überhaupt aller Gebilde der Natur so ungemeyn wichtige Tatsache beleuchten. Für meine Behauptung, dass die lateinischen Wörter *merc-ari* (kaufen) und *pret-ium* (Kaufpreis) auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehn, kann ich ohne weiteres keinen Glauben beanspruchen; sobald wir jetzt aber die Zwischenglieder aufweisen, die in diesem Falle die litauische Sprache uns erhalten hat, nämlich litauisch *perk-ù* (kaufen)



und litauisch prek-ià (Kaufpreis), dann müssen wir angesichts der Reihe merc-, perk-, prek-, pret- von jedem die unbedingte Einsicht in den Zusammenhang fordern, wenn anders er die Fähigkeit hat, zu begreifen, dass, wenn in einer Reihe  $a = b = c = d = \dots z$ , dann auch  $a = z$  ist, soweit beide auch äusserlich auseinanderstehn. Und wie hier, so steht es überall, in jeder Wurzel.

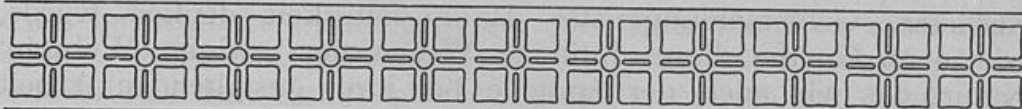
Diese Gedanken führen uns unwillkürlich auf ein stofflich zwar weit getrenntes Gebiet der Wissenschaft hinüber, auf dem aber diese für die Schöpfung der Sprachformen neu erkannte fundamentale Wahrheit schon seit langer Zeit allgemein anerkannt ist: ich meine die Schöpfung der Tierwelt mit ihren zahllosen verschiedenen Formen, die ohne die Darwinsche Entwicklungslehre überhaupt nicht verständlich wäre. Niemand zweifelt heute mehr daran, dass es sich um einen Weg organischer Entwicklung von den niedrigsten Lebewesen bis hinauf zum Menschen handelt, so verschieden auch die Ansichten über die Ursachen und Gesetze dieser Entwicklung sein mögen. Ueber das Prinzip selbst aber, dass eine tiefe innere Einheit die vielgestaltige Welt der Organismen durchzieht, ist man einig, da sie ohne dies Prinzip überhaupt nicht begriffen werden könnte. Und doch, wenn uns gesagt wird, dass z. B. der majestätisch und stolz in den blauen Lüften sich wiegende Ar und das im sumpfigen Wasser hausende schuppengepanzerte Krokodil auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehn, sind wir immer wieder geneigt, zunächst ungläubig den Kopf zu schütteln: unsre unmittelbare Anschauung sieht so gar keine gemeinsamen Züge mehr. Sobald uns jetzt aber der Darwinist an den Zwischengliedern die einzelnen Phasen der Entwicklung der Vögel aus Eidechsen zeigt und uns beispielsweise in dem Archäopterix der Juraschichten Bayerns, dem ältesten der uns bisher bekannten Vögel, einen Typus aufweist, der gemeinsame Merkmale sowohl der Eidechsen wie der Vögel trägt, dann müssen wir von der Wahrheit des Zusammenhanges überzeugt sein oder — es gibt für uns überhaupt keine Erkenntnis. Und dasselbe gilt nicht nur für die Entwicklung der Sprachformen aus einer gemeinsamen Wurzel, sondern auch der verschiedenen Sprachen, die ebenfalls bei aller äussern Verschiedenheit aus einer ursprünglichen Einheit hervorzugehn scheinen. Mit Recht betont daher Trombetti in seinem epochemachenden Werke, das die Monogenese zunächst der Sprachen der alten Welt erweisen will, immer wieder den Gedanken, dass die äussere Verschiedenheit zweier Dinge, sei sie noch so gross, durchaus nicht ihre Verwandtschaft ausschliesst: *Distinto non vuol dire disconnesso!* Freilich, um die Monogenese der menschlichen Sprache zu beweisen, darf ich nicht, wie der italienische Sprachforscher mit Recht hervorhebt, die Sprachen zweier Völker vergleichen wollen, die an weit getrennten Punkten der Erde wohnen, die gar Antipoden sind, sondern ich darf nur immer je

zwei benachbarte Sprachgruppen oder Sprachfamilien zusammenhalten, z. B. das Indoeuropäische mit dem Semitischen, dieses wieder mit dem Hamitischen usw., und wenn ich nun zeige, dass die Sprachgruppe A mit der Sprachgruppe B, diese wieder mit C usw. verwandt ist, dann ist damit auch indirekt die Verwandtschaft der Sprachgruppen A und Z erwiesen, d. h. zwei infolge ihrer geographischen Lage weit auseinanderstehende Sprachfamilien, die heute vielleicht wenig oder gar keine äussern gemeinsamen Merkmale mehr zu tragen scheinen, laufen dennoch an einem Punkte ihrer Entwicklung zusammen. Man sieht: überall, wo ein Forscher nach der Einheit der Erscheinungen mit aller Kraft der Seele drängt, finden wir die gleichen Gedanken und Prinzipien, ja oft die gleiche Methode, mögen die Stoffkreise noch so verschieden sein.

Kehren wir damit noch einmal zu dem Prozess der Sprachschöpfung zurück, wie er sich nach der physischen Seite in der Urzeit vollzogen hat, so gilt es, sich für sein Verständnis vor allem die scheinbar paradoxe Wahrheit stets vor Augen zu halten: wo wir die grösste äussere Verschiedenheit wahrnehmen und immer neue Gebilde zu sehn glauben, da herrscht im Grunde die vollkommenste Einheit, indem, wie auch sonst die Natur, die Sprache ein und denselben Stoff in unendlicher Weise variiert und so mit den geringsten Mitteln die grössten Wirkungen hervorbringt. Aber ebenso ist auch das Gegenteil der Fall: wo wir äusserlich ganz gleiche Gebilde sehn, haben wir es im Grunde mit ganz verschiedenartigen zu tun. Dies gilt es besonders noch zu beherzigen, weil die Nichtbeachtung gerade dieser Tatsache immer das grösste Unheil angerichtet und die Etymologie in Misskredit gebracht hat. Es können Dinge äusserlich ganz gleich sein und doch nicht dieselben, da sie ganz verschieden Ursprung haben. Dies ist die einfache Lösung für die sonst so befremdliche Tatsache, dass ein Wort oft die verschiedensten, schlechterdings unvereinbaren Begriffe bezeichnen kann, wie z. B. im Französischen das eine Verbum *louer* zugleich ‚loben‘ und ‚vermieten‘ oder das eine Substantiv *cousin* zugleich ‚Vetter‘ und ‚Mücke‘ bedeuten kann: es liegt dann nicht dasselbe, nicht ein Wort vor, sondern verschiedene in äusserlich gleicher Gestalt, in die sie zufällig infolge ihrer Entwicklung gemündet sind. Wer sie trotzdem vermengt, handelt gegen die Natur, gegen ihre Entstehung, ebenso wie der Zoologe, dem es auf das äussere Aussehn hin einfallen wollte, den Walfisch auch nach seiner Entstehung für einen Fisch zu halten. Das ist ja gerade bezeichnend für Natur und alles Leben, dass es sich nicht öde schematisieren lässt, sondern die grössten Gegensätze organisch in sich vereinigt. Die Natur ist einheitlich und in dieser Einheitlichkeit unendlich einfach; aber niemand könnte sie gröblicher missverstehn, als wer in ärmlicher Auffassung diese Einheit als Einförmigkeit ohne das Korrelat der Vielheit und diese Einfachheit ohne das Korrelat

reichster, vielverschlungener Mannigfaltigkeit denken würde, wie denn Goethe dieses intimste Wesen der ‚ewigen Weberin‘ Natur, das wir auch der Sprache bei ihrer gestaltenden Arbeit abgelautet haben, in die klassischen Worte kleidet: „Die Natur ist einfacher, als man begreifen, und zugleich verschränkter, als man sagen kann.“





## Kapitel IV.



# Die psychische Seite der Sprachschöpfung.

Wie alle organischen Wesen, so haben auch die Urgebilde der Sprache eine leiblich-geistige Natur, die zu einer untrennbaren Einheit in der Wurzel verbunden ist. Der Sprachkörper hat eine Seele, in die wir jetzt schauen müssen, nachdem der Körperbau der Wurzeln in seiner Entstehung wie in seiner Entwicklung klar vor unsern Augen steht. Was ergibt sich als Haupterkenntnis für das innere Leben, für den Bedeutungsinhalt der Wurzel? Wie wir schon unter andern an der Wurzel verm ‚kriechen‘ mit ihren verschiedenen Wurzelformen gesehn haben, ist es kurz folgende Tatsache: Jede Wurzel ist der Träger einer Allgemeinvorstellung; die verschiedenen Wurzelformen bezeichnen die verschiedenen Vertreter dieser Allgemeinvorstellung. In dieser Erkenntnis haben wir den Schlüssel zu dem gesamten Verständnis des geistigen Lebens der Sprache. ‚Was da krecht und fleucht‘, in dieser generellen Art besteht die Urbezeichnung der Sprache. Alles, dessen Element die Luft ist, dessen hervorstechende Eigenschaft also in der Fähigkeit und in der Betätigung des Fliegens besteht, hat seine Bezeichnung von einer Wurzel, an die eben dieser Bedeutungsinhalt geknüpft ist: so ist Flieg-e und Vogel (gotisch fugl-s) ein und dasselbe Wort, das ganz generell jedes fliegende Wesen bezeichnen kann, sodass also alle diese befiederten Wesen, die wir jetzt mit dem allgemeinen Namen Vogel bezeichnen, an sich auch Fliegen heissen könnten und umgekehrt. In dem Ausdruck das Ge-flüg-el haben wir noch ein schwaches, sekundäres Abbild der ursprünglichen generellen Bedeutung. Ein ebenso konkreter genereller Begriff ist ‚fliessen‘, aus dem alle die Individuen geboren sind, die wir ‚fliessen‘ sehn: den beiden grossen Gemeinschaften ‚was da krecht und fleucht‘ können wir also als dritte ‚alles, was da fleusst‘ hinzufügen, und das ist das fliessende Wasser selbst wie alles, was auf und in ihm fliesst. So konnte Walter von der Vogelweide noch sagen: ‚ich sach die fische fliezen‘,

und wie die im Wasser schwimmenden Tiere, so erhalten auch die leblosen Gegenstände, die auf der Oberfläche des Wassers dem Auge erscheinen, in der generellen Sphäre der Sprache den gleichen Namen, was uns die nahe äussere Verwandtschaft der Bezeichnungen Fisch und Schiff besonders eindringlich zum Bewusstsein bringen kann. So bezeichnete auch das mittelhochdeutsche Wort *flôz* ursprünglich alles, was auf der Oberfläche des Wassers schwamm, es mochte noch so verschieden sein. Wie der Vogel ein ‚fliegendes‘, so ist das Schiff ein ‚fliessendes Individuum‘: wie jener deshalb *flügg-e*, d. h. erst wirklich zum ‚Vogel‘ wird, so wird dieses *flott*, d. h. erst wieder ein wirkliches ‚Schiff‘, und so nimmt auch die Kollektivbezeichnung der *Flott-e* das Individuum Schiff in natürlicher Selbstverständlichkeit wieder in sich auf.

Schon diese wenigen Beispiele überzeugen uns von der wichtigen Tatsache, dass jede spezielle Begriffsbezeichnung der Sprache durchaus fremd ist. Die Nichtbeachtung dieser Tatsache ist der Grund, weshalb die ganze bisherige Etymologie von Haus aus scheitern und auf die bedenklichsten, gegen alle Vernunft streitenden Irrwege geraten musste: sie dichtete willkürlich jeder Sprachform eine besondere, spezielle Bedeutung an, die nie und nimmer darin enthalten war, ein Verfahren, das zu den grössten Ungereimtheiten führen muss. Die Sprache bezeichnet nur generell; der Träger der Sprache, der Mensch, gebraucht den von ihr geschaffenen Formenreichtum dazu, mit seiner Hilfe die einzelnen Vertreter der Gattung als bestimmte Individuen voneinander abzuheben, mit andern Worten: das sich mit fortschreitender Kultur immer stärker geltend machende Verständigungs- und Unterscheidungsbedürfnis zwingt ihn dazu, für das einzelne Individuum auch eine ganz bestimmte, individuelle Sprachform zu gebrauchen. Die Entstehung der Wortform in physischer wie psychischer Beziehung ist ein Naturprozess, der sich völlig unabhängig vom menschlichen Willen vollzieht; ihre individuelle Verwendung dagegen ist im wesentlichen Sache der Konvention, bei der also der Wille des Menschen die Hauptrolle spielt. Dass dem so ist, lehrt uns gleichfalls die Sprachentwicklung in der historischen Zeit, die stets die natürliche Kontrolle unsrer Ergebnisse sein muss: die Gesetze, nach denen die Sprache entstanden ist, bestimmen ganz natürlich auch ihre Entwicklung, und so müssen wir den Vorgang der Individualisierung des Generellen immer aufs neue im Leben der Sprache antreffen. *Grab*, *Grab-en*, *Grub-e*, *Graf-t* oder *Grach-t* und *Gruf-t* sind verschiedene Erscheinungsformen der Wurzel *grab-en*, von denen jede als Träger des allgemeinen Bedeutungsinhaltes ‚graben‘ ohne Unterschied jedes Gegrabene bezeichnen kann. Da nun aber innerhalb dieser generellen Bezeichnung verschiedene Differenzierungen möglich sind, so stellt der denkende Mensch die vorhandenen äusserlich differenzierten Formen in den Dienst einer

differenzierten geistigen Vorstellung, er individualisiert geistig die ursprünglich generellen Wortformen und verbindet so mit dem Gebrauch der einzelnen Wortform auch eine ganz bestimmte, individuelle Vorstellung innerhalb des generellen Begriffes, die er zugleich bei andern hervorruft. Welche Form unter den vorhandenen er im Einzelfalle dazu verwendet, ist bis zu einem gewissen Grade zufällig: was wir jetzt mit Grab bezeichnen, könnte an sich auch ebenso gut mit Graben, Grube usw. bezeichnet werden, wie denn in der Tat Luther in seiner Bibelübersetzung das Wort Grube im Sinne von Grab gebraucht. Dieses Sprachprinzip der Individualisierung des Generellen ist so mächtig, dass sogar ein und dieselbe Wortform der Mensch nur durch die Zutat seines Geistes fort und fort in der verschiedensten Weise individualisieren kann. Wieviel Vorstellungen können wir nicht z. B. mit dem einzigen Worte Bogen verbinden! Wir können darunter je nach den besondern Umständen verstehn einen Torbogen, einen Schiessbogen, einen Geigenbogen, einen Regenbogen, einen Papierbogen, den Ellenbogen usw., also Dinge der verschiedensten Art, die aber alle durch den Begriff des Biegens oder Gebogenseins generell verbunden sind. Ueber diesen gegebenen generellen Begriff kann auch der Mensch bei seinem Individualisierungswerke nicht hinaus, innerhalb seiner Grenzen aber, die sehr weit sind, kann er sich alles erlauben, das zeigen u. a. auch die primären Individualisierungen der Wurzel biegen, die wir in Bug, Bauch, Buch-t, Buck-el usw. vor uns haben. In der Art wie Bogen finden wir unzählige Wörter nach den verschiedensten Richtungen hin individualisiert, und ich erinnere nur daran, was auf diese Weise nicht alles Wörter wie Zug, Satz, Bruch, Gang bedeuten können. Ja, auf diesem Prinzip der Individualisierung des Allgemeinbegriffes beruht die ganze Entstehung der Eigennamen, die geradezu eine Wiederholung des Urprozesses der Individualisierung der Sprachformen darstellt: aus dem generellen, appellativen Begriffe ein Schäfer, ein Fischer, ein Mann aus Strassburg wurde der Schäfer, der Fischer, der Strassburg(er) individualisiert. Die ganze sekundäre Bedeutungsentwicklung der Wörter überhaupt kann sich im wesentlichen nur zwischen den beiden Polen bewegen, die von Anfang an das psychische Leben der Sprache umgrenzt haben, zwischen den Prinzipien des Generellen und des Individuellen, wie denn Bedeutungserweiterung und -verengerung nichts andres sind als Bewegungen zwischen generellem und individuellem Begriff.

Wie sich hier der Vorgang der Individualisierung des Generellen vor unsern Augen abspielt, so ist es auch in der Urzeit gewesen. Wie bei Grab, Grab-en und Grub-e ging auch die Individualisierung vor sich bei den griechischen Bezeichnungen für die beiden grossen Himmelsgestirne (σ)ήλ-ιος (Sonne) und σελ-ήνη (Mond): wie uns das derselben Wurzel angehörende

*αέλ-ας* (Glanz, Licht) deutlich zeigt, bedeuteten beide Wörter ursprünglich nichts anderes als den generellen Begriff ‚Licht‘, der Grieche legte dann in die eine Form die individuelle Vorstellung des grossen Tagesgestirnes hinein und in die andre die bestimmte Vorstellung des grossen Nachtgestirnes. Natürlich kann auch derselbe Wurzeltypus in verschiedenen Sprachgemeinschaften verschieden individualisiert sein. So bezeichnet das lateinische *pull-us*, das mit dem lateinischen *par-io* (erzeugen, gebären) zu einer Wurzel gehört, ursprünglich jedes Junge: im Lateinischen wurde das Wort dann im besondern als ‚junges Huhn‘ individualisiert, weshalb auch das französische *poule* (das Huhn) diese Bedeutung hat, im deutschen Füll-en oder Fohl-en (gotisch *ful-a*) dagegen ward es fast zur ausschliesslichen Bezeichnung des jungen Pferdes. Die Wurzel unsers deutschen Wortes Eich-e (niederdeutsch *ek-e*) kann, wie wir aus dem Wesen der Sprache jetzt wissen, jedes Individuum Baum bezeichnen: in der Tat heisst im Isländischen *eik* ganz allgemein ‚der Baum‘, während im Griechischen derselbe Wurzeltypus in *αἴγ-ειγος* als Schwarzpappel individualisiert worden ist. Nicht anders steht es mit unsern deutschen Wörtern Baum und Buch-e, die einer Wurzel angehören, indem Baum auf gotisch *bag-m-s* und Buche auf gotisch *bôk-a* zurückgeht. Während Baum den ursprünglichen generellen Begriff bis auf den heutigen Tag bewahrte, wurde der Typus Buche schon früh auf das eine bestimmte Individuum der Gattung Baum festgelegt, genau so wie die wurzelverwandten Wörter lat. *fag-us* (Buche) und jonisch *φαγ-ός* (Buche). Die dorische Sprachgenossenschaft dagegen individualisierte dasselbe Wort *φay-ός*, das an und für sich jeden Baum ohne Unterschied bezeichnen kann, in anderer Weise und bezeichnete damit die Eiche. In derselben einfachen Weise erklärt sich so auch die Erscheinung, die oft der Gegenstand verwunderter Fragen ist, wie es nämlich gekommen sei, dass ganz dasselbe Wort im Lateinischen den ‚Fuchs‘ und im Deutschen den ‚Wolf‘ bezeichne, eine Beziehung, die sich wegen der fast völligen Uebereinstimmung des lateinischen *vulp-es* und des gotischen *wulf-s* nebst dem niederdeutschen *wûlp-e* geradezu aufdrängt. Die Antwort ist immer wieder dieselbe: das Wort kann ursprünglich nichts anderes als allgemein ‚das wilde Tier‘ bedeuten, im Lateinischen ist es auf dieses, im Germanischen auf jenes wilde Tier individualisiert worden, hat doch unsre Sprache noch den alle Individuen umfassenden generellen Begriff in der Bezeichnung ‚das Wild‘ bis auf den heutigen Tag erhalten.

Im Aufsteigen zum Generellen haben wir also den Weg zum Verständnis und zur Erklärung sämtlicher Individuen der Sprache, darin besteht die ganze Etymologie. Das Generelle ist, wie wir überall gesehn haben, das psychische Lebensprinzip der Sprache und darum für alle Fragen der Etymologie das oberste Gesetz: vor seinem Tribunal hat alles seine absolute Entscheidung zu suchen, in ihm gipfelt alle Sprachforschung. Ein höchst ein-

facher Weg also, und doch, wie alles Einfache, schwer! Denn aus der Enge des individuellen Begriffes die Weite des generellen Begriffes zu gewinnen, alle besondern, individuellen Bestimmungen, die eine oft nach Jahrtausenden zählende Tradition in das einzelne Wortgebilde hineingelegt hat, und die wir als historische Menschen wie selbstverständlich von Jugend auf damit zu verbinden gewohnt sind, wieder wegdenken zu sollen, das ist zunächst keine geringe Anforderung an unser Denk- und Vorstellungsvermögen! Und doch müssen wir uns, um zur Klarheit zu gelangen, zu dieser rückläufigen Gedankenbewegung verstehen, da uns die Erkenntnis der Tatsachen dazu zwingt.

Die Wurzel in ihrer generellen, die einzelnen Wurzelformen in ihrer individuellen Begriffsbezeichnung — im Lichte dieser einfachen Wahrheit findet alles seine natürliche Erklärung, und ich darf noch einmal, gleichsam als Probe aufs Exempel, die Summe unsrer Erkenntnisse an einem plastischen Beispiele vergegenwärtigen, und zwar jetzt mit der gebietenden Sicherheit der Deduktion: allen Namen der Flüsse — so folgern wir von unserm auf induktivem Wege gewonnenen Standpunkte aus — liegen Wurzeln mit dem allgemeinen Bedeutungsinhalte ‚fliessen‘ zugrunde, die Namen der Flüsse bedeuten nichts andres, als was diese sind, nämlich ‚Fluss‘, und so sehn wir in diesem Falle, wo das Individualisierungsbedürfnis am grössten war, den von der Natur geschaffenen Formenreichtum der Wurzeln im grössten Masse praktisch verwandt. Ich greife einmal nur eine einzige Wurzel ser ‚fliessen‘ heraus, die in ihren verschiedensten Formen sehr vielen Flussnamen Europas und Asiens, des Gebietes der indogermanischen Völker, zugrunde liegt, und suche dabei den ungeheuern, schier unerschöpflichen Gestaltenreichtum dieser Wurzel einmal nur nach drei Richtungen als 1. ser, 2. fer, 3. mer und ver mehr anzudeuten als zu erschöpfen.

Dieselbe Wurzel ser ‚fliessen‘ also, die unter andern in den Appellativen altindisch sar-it (Fluss), lateinisch sal-um (Meer, See), altindisch sa v-am (Wasser), gotisch saiw-s (See, Meer), neuhochdeutsch ries-eln usw. vorliegt, tritt uns auch in den Flussnamen Saar und Saal-e entgegen, die sich uns jetzt sofort in klarer Deutlichkeit als individualisierte Typen des generellen Begriffes ‚Fluss‘ enthüllen. Dann klärt sich auch in einfacher, natürlicher Weise die Tatsache auf, dass zwei oder gar mehrere Flüsse denselben Namen führen können. Die Individualisierung hat sich dann in gleicher Weise vollzogen, ein Unterscheidungsbedürfnis hat sich ursprünglich nicht geltend gemacht, und so ist es gekommen, dass sowohl der bekannte Nebenfluss der Elbe wie der weniger bekannte Nebenfluss des Mains denselben Namen trägt: den Anwohnern beider Flüsse war und ist ihr Fluss die Saale = der Fluss. Erst das Unterscheidungsbedürfnis des gelehrten Kenners schafft auf künstlichem Wege die Bezeichnungen der Sächsischen und der Fränki-



schen Saale. Ausser diesen beiden Saalen gibt es noch manche andere, so entspringt eine Saal-e zwischen Ith und Hils, und wie wir im Alpengebiet eine Saal-ach finden, so in Livland die Sal-is mit der gleichnamigen Stadt an ihrer Mündung in den Rigaer Meerbusen. Zu Saar und Saal-e aber gesellt sich die schweizerische Saan-e (daran Saan-en) und der grosse Nebenfluss der obern Weichsel, der San, wie der kleine Nebenfluss der Save, die Sann, und zu Saar, Saal-e, Saan-e haben wir den entsprechenden vierten Typus, allerdings in umgekehrter Lagerung, in der Maas vor uns, der sich sofort die Mos-el und weiterhin die in Böhmen fliessende Mies u. a. anreihen. In Norddeutschland begegnen wir der Wes-er, und tief im Süden, in Kampanien, treffen wir ganz denselben Flussnamen als Ves-eris wieder, im Osten haben wir die Vis-la der Römer (unsre heutige Weichsel) und am Oberrhein die von Hebel besungene Wies-e, wie in Franken die Wies-ent; in umgelagerter Form haben wir ferner als Nebenfluss der Donau die Sav-e, in Italien als Nebenfluss des Arno die Siev-e, in der Schweiz die Seew-ern, in England den Sev-ern, und im Westen Frankreichs eilen zwei kleinere Flüsse dem Meere zu, die beide den Namen Sèv-re tragen und der Gegend die Bezeichnung als Département Deux-Sèvres verschafft haben. In Norditalien finden wir nicht weit von Venedig den Sil-e, in der Schweiz bei Zürich die Sihl und nahe bei der Saan-e die Simm-e, in Deutschland als Nebenfluss der Nahe die Simm-er, in der Landschaft Troas den durch Homer berühmten Σιμ-όεις, und mit der Saal-e sehn wir an derselben Stelle, bei Gemünden, die Sinn in den Main fließen, während der Inn eine Sill als Zufluss in sich aufnimmt. Wieder in umgelagerter Gestalt haben wir als Nebenfluss der Mosel und ebenso in Kärnten eine Lies-er, in Belgien als Nebenfluss der Maas die Less-e, wie wir in Thüringen die Ness-e und im alten Thrakien den Fluss Νέσσο-ος antreffen, dazu gesellt sich die Neiss-e, der wir nicht weniger als dreimal in Deutschland begegnen. In Italien ferner tritt uns der Ser-io entgegen, in Russland zweimal der Ser-eth, in Frankreich als Nebenfluss der Oise die Serr-e, und bei uns in Deutschland mündet der Saar gegenüber die Sauer, die luxemburgisch-französische Sur-e, wie eine andre Sauer bei Wörth vorbei in den Rhein fliesst und wieder eine andre östlich von Lorch in die Wisper. In ganz anderer Gestalt treffen wir immer wieder dieselbe Wurzel in dem Flüsschen Ers-e an, einem Nebenfluss der bei Peine in Hannover vorüberfliessenden Fuse, in Westfalen begegnet uns die Els-e, die an Melle und Bünde vorbeifliesst, auch sonst finden wir denselben Flussnamen Els-e noch mehrfach in Deutschland, und auf einer ganz andern Stelle, im nördlichen Italien, tritt uns ganz derselbe Name wieder entgegen als Els-a bei einem Nebenflusse des Arno. Ihnen gesellt sich zu die IIs-e als Name zahlreicher Flüsschen in Nieder- und Mitteldeutschland, unter denen am be-

kanntesten die auf dem Brocken entspringende, sagenumwobene IIs-e ist, und ein äusserst charakteristisches Beispiel bietet uns das Quellgebiet der Oder und der Weichsel: nahe beieinander entspringen hier am Nordabhang der Beskiden zwei kleine Flüsse, von denen der eine sich als Sol-a in den Oberlauf der Weichsel, der andere als Ols-a in den Oberlauf der Oder ergiesst, und nicht allzuweit davon treffen wir einen dritten entsprechenden Typus in der Osl-awa, einem Nebenflusse der mährischen Iglawa. Dazu gesellen sich die Loss-a, ein Nebenfluss der Unstrut, wie die Loss-e, ein Nebenfluss der Fulda bei Kassel, und die Joss-a in Hessen u. a.; auch der in den Dnjepr fliessende Ross steht nicht allzufern, und mit ihm steht wieder im engsten Bunde die schweizerische Reuss.

Eine andere Formart dieser Wurzel für „fliessen“ ist *fel*, die wir im lateinischen *flu-o* (fliesse) und *flu-men* (Fluss) vor uns haben, und die ebenfalls appellativ im Schwedischen als *Elf* (= Fluss) vorkommt in *Dal Elf*, *Göta Elf*, *Tornea Elf* usw. Auf deutschem Sprachgebiet erscheint sie als *Elb-e*, die wir, abgesehen von dem grossen Strom, in Nassau antreffen als *Elb-bach*, der vom Westerwald herab bei Limburg in die Lahn fliesst, und in Hessen als *Elb-e*, die an Fritzlar vorbei der Eder zufliesst. In anderer Form begegnen wir der gleichen Wurzel wieder in der pommerschen *Leb-a*, in dem czechischen Namen für den grossen Elbstrom *Lab-e* wie in der *Lab-er*, die wir auf engem Gebiete nicht weniger als viermal vorfinden: zweimal auf dem linken Donauufer in der Nähe von Regensburg, zweimal oberhalb Straubing als rechte Zuflüsse der Donau. Es ist die gleiche Wurzel für „fliessen“, die wir in der ungarischen *Raab* wie in der bayrischen *Nab* antreffen, wie ja denn in Bayern ‚Nab‘ noch appellativ für ‚Wasser‘ in Gebrauch ist. Die *Biel-a*, der wir so häufig begegnen, so bei Brüx in Böhmen, bei Königstein in Sachsen, bei Neisse in Schlesien, ferner die *Eld-e*, *Led-a*, *Dill*, *Diem-el*, *Nied*, *Nidd-a*, *Nidd-er*, *Wied*, an deren Mündung in den Rhein Neuwied liegt, *Weid-a*, *Adler* usw., sie sind alle Angehörige einer Sippe, von denen aber jeder seine individuellen Züge hat. So liessen sich weiter unzählige Flussnamen anführen, in denen die Wurzelform man zur Individualisierung verwandt ist, die Wurzelform also, die wir als Appellativbezeichnung in lateinisch *amn-is* (Fluss), lateinisch *man-are* (fliessen), lateinisch *mar-e* (Meer), griechisch *ραγ-ός* (fliessend) u. a. vorfanden: so der *Main* (lateinisch *Mæn-us*), die *Möhn-e*, die *Mem-el* (russisch *Njem-en*), die *Mur*, *Mar-os*, *Mühl*, *Rhein* (mhd. *Rîn*), *Rhin*, *Ruhr*, *Nar* (Nebenfluss des Tiber), *Ner* (in Polen), *Werra*, *Werre* (bei Oeynhaus), *Weil* im Taunus, daran *Weilburg*, *Weilnau*, *Weilmünster*, die *Leine*, *Laur-a*, *Orl-a* usw., doch ich muss mich bescheiden. Nur das möchte ich noch hervorheben, dass oft, so besonders auf romanischem Sprachgebiete, die sekundäre Weiterentwicklung die

ursprüngliche Wurzel ganz verwischt hat. Z. B. ist der Name des grössten Stromes Frankreichs, der Loire, das Ergebnis einer Entwicklung aus dem römischen Lig-er, die in derselben lautgesetzlichen Weise sich vollzogen hat wie die Entwicklung von lateinisch nig-er (schwarz) zu noir. Die Loire ist also einer Wurzelform ger (fliessen) zuzuweisen, die uns appellativ in lateinisch rig-are (bewässern) und in gotisch rig-n (Regen) entgegentritt, individualisiert in den Flussnamen Gar-onne (lateinisch Gar-umna), Gal-aso (in Unteritalien), Reg-en, Lech und Leck. Der römische Nig-er dagegen, als Flussname des germanischen und speziell oberdeutschen Sprachgebietes, entwickelte sich nach deutschen Lautgesetzen ganz regelrecht zu Neck-ar, die alten Liger und Niger sind also im Kern das gleiche Wort.

In dieser Weise finden die Namen sämtlicher Flüsse des indogermanischen Besiedlungsgebietes ihre natürliche, einfache Erklärung. Ueberall treten uns dabei unsre Gesetze in solcher Selbstverständlichkeit entgegen, dass wir die Formen mit mathematischer Sicherheit bestimmen können, und so sind gerade die Flussnamen besonders geeignet, das Wesen des Sprachschöpfungsaktes zu charakterisieren. Wie sich dieser Individualisierungsprozess im einzelnen abgespielt hat, wie es also gekommen ist, dass sich aus der Menge der vorhandenen Formen für den einzelnen Fluss gerade die ihm jetzt eigentümliche Sprachform festgesetzt hat, das entzieht sich natürlich unsrer Beobachtung, genau so wie der Gang der Individualisierung etwa von Tür und Tor, den wir auch nicht in seinem jetzigen Resultat begründen können. Denn hierbei spielte der Wille des Menschen, also eine im wissenschaftlichen Sinne unmessbare Grösse, eine Hauptrolle. Ursprünglich konnte jede Wurzelform mit dem Bedeutungsinhalt „fliessen“ jeden Fluss bezeichnen, wie in der Tat noch heute zuweilen ein Fluss in seinen verschiedenen Teilen zwei, ja drei Namen aufweist. Wir erinnern nur an die Weser, die im Oberlauf Werra heisst, an die Elbe, die in Böhmen auf czechischem Sprachgebiete den Namen Labe trägt. Schifffahrt, Handel und Verkehr, auch kriegerische Eroberung, die oft die an einem Fluss sitzenden Menschen von seiner Quelle bis zur Mündung zusammenführten, brachten erst die Einheit des Flusses zum Bewusstsein und forderten für ihn zur besseren Verständigung natürlich einen Namen. Das kulturell höher stehende Volk wird dabei seine Bezeichnung des Flusses zur allgemeinen erhoben haben, wie wir dies bei dem Namen Elbe deutlich sehn. Wären nämlich im Laufe der Geschichte statt der Deutschen die Czechen in Handel und Schifffahrt die Beherrscher des Stromes geworden, so hätten sie damit vielleicht auch den fremden Namen Labe zur Herrschaft gebracht. Und wie bei den Wurzeln mit dem Begriff „fliessen“, steht es auch bei Wurzeln mit anderer Bedeutung. Warum z. B. der Grieche die Wurzel sel (glänzen), der wir im griech. σέλας (Glanz) begegneten, gerade in der Form ἥλα-τος (= σήλα-τος) auf die Sonne

übertrug, in der Form *σελ-ήνη* auf den Mond, warum der Römer hinwiederum für das grosse Tagesgestirn dieselbe Wurzel in der Gestalt *sol*, der Germane in der Form *Sonn-e* (engl. *sun*) wählte, werden wir wohl nie mit Bestimmtheit sagen können. Hier haben eben viele Umstände mitgespielt, über deren Wirksamkeit im einzelnen sich wohl manches vermuten, aber nichts sicher behaupten lässt.

Schon vor mehr als zweitausend Jahren ist zum ersten Male von dem grössten griechischen Philosophen der Versuch unternommen worden, auf rein philosophischem Wege die Fragen, die wir eben behandelt haben, einer Lösung entgegenzuführen, die uralte Frage des Menschengeschlechtes nach der Entstehung seiner Sprache. Ist die Sprache *φύσει* oder *θέσει*, d. h. ist sie geworden oder gemacht? Diese Frage erörtert Plato in seinem Dialog *Kratylus*, ohne indessen zu einer endgiltigen Klarheit zu gelangen. Auf Grund unsrer vertieften Einsicht in das Wesen der Sprache haben wir jetzt nur mit dem entschiedensten *φύσει* zu antworten: nach ihrer physischen wie psychischen Seite ist die Sprache als Naturprodukt nach uralten, ewigen Gesetzen entstanden, in völliger Unabhängigkeit von der Willkür ihres Trägers, des Menschen, der vielmehr nur die Gesetze vollzieht, ohne sich dessen bewusst zu sein. Naturgesetze durchdringen und beherrschen auch diesen Stoff, und Plato mag sie geahnt haben, wenn er am Schluss des Dialogs als Resumé des Ganzen erklären lässt, eine übermenschliche, d. h. aber eine Naturkraft habe das Band zwischen Wort und Begriff in einer naturnotwendigen Ordnung von Anfang an geschaffen. Freilich können wir von unserm Standpunkt aus der *θέσει* insofern ihren Anteil an der Gestaltung der Sprache einräumen, als bei dem Individualisierungsprozess, bei der Verwendung des psychisch belebten Sprachstoffes der Wille des Menschen eine Rolle gespielt hat.

Wie aber das physische, so ist auch das psychische Leben der Sprache von den beiden Prinzipien, in die alles Leben gebunden ist, beherrscht, der Notwendigkeit und der Freiheit. Mit eherner Notwendigkeit gebunden ist das psychische Leben der Sprache durch den generellen Wurzelbegriff, innerhalb seiner Grenzen aber, die sehr weit sind, herrscht vollkommene Freiheit, die diese unerschöpfliche Ausdrucksfähigkeit ermöglicht. Nur so ist es ja möglich, wie in der buntesten Vielheit doch eine tiefe gesetzmässige Einheit walten kann, und so auch die Sprache in ihrem Schöpfungsakte, um mit Goethe zu reden, „den höchsten Gedanken verkörpert, zu dem die Natur sich schaffend aufschwang, diesen schönen Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Mass, von beweglicher Ordnung.“ Ja, im Hinblick auf unsre einfachen Ergebnisse müssen wir bekennen, dass auch schlechterdings kein anderer Weg zu denken ist, auf dem die vor uns als Tatsache stehende Erscheinung hätte möglich werden können, dass aus einer ganz beschränkten

Anzahl von Lauten diese unendliche Menge von Sprachgebilden entstanden ist, von denen sich keins mit dem andern deckt. Damit aber wäre unsre Auffassung der Sprache und ihrer Erscheinungen als notwendig erwiesen, indem wir dabei die Worte von Helmholtz, in denen dieser die Endaufgabe der theoretischen Naturwissenschaft zusammenfasst, auch auf die Erforschung der Sprache anwenden können: „Ihr Geschäft wird vollendet sein, wenn einmal die Zurückleitung der Erscheinungen auf einfache Kräfte vollendet ist, und zugleich nachgewiesen werden kann, dass die gegebene die einzig mögliche Zurückleitung sei, welche die Erscheinungen zulassen. Dann wäre dieselbe als die notwendige Begriffsform der Naturauffassung erwiesen, es würde derselben alsdann also auch objektive Wahrheit zuzuschreiben sein.“

In der Schöpfung der Sprache wie auch in ihrer weiteren Entwicklung sehn wir also die Prinzipien der Freiheit und der Notwendigkeit wirksam. Fest ist das Allgemeine, d. h. das Band zwischen Form und Inhalt der Wurzel als Genus, frei dagegen ist das Besondere, Individuelle, d. h. der Verband zwischen der einzelnen Wurzelform und dem bestimmten Begriff im individuellen Sinne; jener allgemeine Verband ist von Natur und darum innerlich notwendig, dieser besondere ist geschichtlicher Art, bis zu einem gewissen Grade dem Willen des Menschen unterworfen und darum frei. Die eine Wurzel mit ihrem festen generellen Begriff entwickelt auf dem Wege der Differenzierung aus sich in fortwährender Umgestaltung stufenweise eine unerschöpfliche Menge von Formen, von denen jede einzelne sich mit einem individuellen Vorstellungsinhalt zu füllen sucht, der unter die Allgemeinvorstellung fällt. Von den der Sprache zur Verfügung stehenden endlichen Mitteln, d. h. den wenigen Lauten, wird dabei ein unendlicher Gebrauch gemacht, und damit die unendliche Freiheit der Sprache, die doch in einem festen Punkte gebunden ist, möglich. So gehört die Sprache nach der physischen Seite ganz in den Bereich der Naturwissenschaft, die Prinzipien ihres Werdens finden wir in ähnlicher Weise z. B. auf den Gebieten der Zoologie oder Botanik wieder; nach der Seite ihrer Anwendung aber gehört die Sprache dem Gebiete der Geisteswissenschaften an. Wegen dieser Mittelstellung kann sie gerade die beste Brücke bilden zur Verbindung der beiden Gebiete, die in unsrer modernen Bildung immer weiter auseinanderklaffen wollen, und die man anderseits doch zu einer harmonischen Einheit verschmelzen möchte. Die Sprache wird stets in jeder feineren Geistesbildung eine besondere Pflege verlangen, stellt sie doch einerseits das gewaltige Tor dar, durch das uns alle Bildung von aussen her zuströmt, und anderseits ist sie jenes fein besaitete Instrument zum Ausdruck unsrer innersten Gedanken und Empfindungen, sodass wir nach dessen mehr oder weniger sicheren Beherrschung die geistige Reife eines Menschen beurteilen; aber in unsrer Zeit, wo eine Fülle des interessantesten

realen Wissensstoffes gebieterisch auf die ihm gebührende Berücksichtigung pocht, da müssen wir die Sprache in einfacherer Weise beherrschen lernen. Die Wissenschaft muss hier der Schule vorangehn, und nicht, wie es leider die Sprachwissenschaft bisher meistens getan hat, sich in so schwer verständliche Theoreme verlieren, dass sogar der grösste Teil der Philologen vom Fach ihr die Gefolgschaft hat aufsagen müssen. Sie muss die Bahnen jener wenig fruchtbaren Systematik verlassen, die bei einer Registrierung und Klassifizierung von tausend Einzeltatsachen stehn bleibt, und eine Wissenschaft der Lebensprozesse der Sprache werden, indem sie überall die Beziehung aller Teile zum Ganzen und des Ganzen zu allen seinen Teilen aufzuweisen bemüht ist. Die Einfachheit der neuen Erkenntnisse nun, die jeder Gebildete verstehn kann, ermöglicht auch zum ersten Male ihre Verwertung auf unsern höheren Schulen, in erster Linie auf unsern Gymnasien, wo die Sprache den Mittelpunkt des Unterrichtes bildet. Der Nutzen springt in die Augen: bei geeigneter Darbietung — ich urteile hier nach eignen Erfahrungen und Beobachtungen, die ich zusammen mit einem Kollegen im vergangenen Sommer an dem Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Trier machte — würde es möglich sein, an der Sprache das Verständnis für organische Zusammenhänge, das sonst gerade dem Gymnasiasten im allgemeinen für immer verschlossen bleibt, zu wecken und stufenweise zu fördern, damit den Blick für das Wesen der Erscheinungen zu schärfen und die ersten Keime zu einer organischen Weltauffassung und Weltanschauung schon in die Seele des heranwachsenden Jünglings zu senken. Die Begeisterung, mit der meine Trierer Schüler mir auf dies neu erschlossene Gebiet folgten, ist mir der schönste Beweis für die Fruchtbarkeit der ausgeführten Gedanken.





## Kapitel V.



# Die neuen grossen Aufgaben der Sprachwissenschaft.

Wie jede Wissenschaft, so kommt auch die Wissenschaft von der Sprache an die Grenze, wo dem menschlichen Erkennen ein Halt geboten wird, bedeutet doch die Lösung einer Frage für den forschenden Menscheng Geist zugleich eine ganze Reihe von neuen Fragen. Hinter allen unsern neuen Erkenntnissen über das physische und das psychische Leben der Wurzeln erhebt sich vor allen die tiefste Frage, in der sich schliesslich alles zuspitzt und zusammendrängt: Wie verbindet sich mit der einzelnen Wurzel der bestimmte generelle Begriff? Es ist auf höherer Stufe wieder dieselbe Frage, die uns von Anfang an beschäftigt hat, die Frage nach dem zwischen Wort und Ding, Laut und Bedeutung bestehenden Verhältnis, die eigentliche und tiefste Frage aller Sprachwissenschaft überhaupt. Es ist daher wohl kaum ein Zufall, dass sie am Anfang aller Bemühungen um das Verständnis der Sprache von dem klaren Kindersinn der ersten Philosophen aufgeworfen wird, dem der Blick für das Wesen noch durch nichts getrübt war. In der Ueberzeugung, dass hier kein blinder Zufall walten könne, haben wir für Wort und Ding den naturnotwendigen Zusammenhang aufgedeckt, und sehn uns nun demselben Problem für Wurzel und generellen Begriff gegenüber. Vielleicht stehn wir hier wirklich an der Grenze unsers Erkennens, wo wir das Unerforschliche in Demut verehren müssen, den geheimnisvollen Bund zwischen Geist und Körper. Indessen gilt es trotzdem, Schritt für Schritt diesem letzten Ziele nachzugehen und uns immer aufs neue über die Schwierigkeiten Rechenschaft zu geben, die uns die Lösung dieser Frage unmöglich machen wollen. Vor allem steht vor ihr noch eine andre Frage, deren Lösung offenbar die Bedingung zu der ihrigen ist, die Frage nach der Urgestalt der einzelnen Wurzeln, die uns schon immer in den verschiedensten Variationen vorliegen, und wir müssen uns gestehn, dass wir vorläufig kein Kriterium an der Hand haben, um darüber etwas Bestimmtes ausmachen zu können.

Doch vielleicht kommt uns für diese letzten Fragen, mit deren fortschreitender Lösung auf die Entwicklung und den Gang des menschlichen Denkens von fernster Urzeit her helles Licht fallen würde, noch einmal von anderer Seite mehr Hilfe, als wir jetzt schon zu sagen vermögen. Zunächst muss uns zwar die Erforschung des indogermanischen Sprachgebietes noch vor allen beschäftigen, bis der letzte Rest des ungeheuren Stoffes, den wir innerlich überwunden haben, auch äusserlich bezwungen ist, und alle die über die Einzelsprachen verstreuten Wortgebilde, von denen jedes durch Gesetz da ist, nach ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit zu einem grössern Ganzen, einer Wurzelfamilie, organisch vereinigt werden. Aber dann gilt es, in Zukunft unsern Blick auch auf die übrigen Sprachfamilien der Erde zu richten; denn wir dürfen nicht vergessen, dass die indogermanischen Sprachen, deren Stoff allein uns schon schier unermesslich erscheinen will, etwa nur den zwanzigsten Teil der auf der Erde überhaupt gesprochenen Sprachen ausmachen. Ihre bevorzugte Stellung besteht ja allerdings darin, dass sie die Sprachen der Kulturvölker sind, die den Erdkreis beherrschen, und für die Betrachtung der Sprache nach der Kulturseite haben sie darum zweifellos die grösste Bedeutung. Sobald aber die Sprache nach ihrer Naturseite in Betracht kommt, sobald es sich also um die Erkenntnis der Entstehung und der Entwicklung der Lautgebilde an sich handelt, da fällt die innere Wertung weg, und die Sprachen der auf unterster Kulturstufe stehenden Völker haben denselben Anspruch auf unser Interesse wie die Sprachen der höchstentwickelten Kulturvölker. Wie sieht es also dort aus? Gelten dort dieselben Gesetze, nach denen die äussere Vielheit der Erscheinungen aus einer innern Einheit geboren ist, wie in der indogermanischen Sprachfamilie? — Schon von vornherein müssen wir uns bekennen, dass, da der Mensch bei aller Verschiedenheit doch an allen Enden der Welt besonders in physischer Beziehung derselbe ist, auch in seiner Sprache als physischem Erzeugnis dieselben Gesetze wirksam sind, dass uns also auch in den andern Sprachen der Erde die Erscheinungen der vokalischen wie der konsonantischen Abwandlung und der Metathesis in derselben Weise entgegnetreten wie in den indogermanischen Sprachen. Und dem scheint wirklich so zu sein! Ist nämlich die Behauptung Trombettis richtig, dass alle Sprachen der Erde im letzten Grunde auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehn — und die Tatsachen, die er zur Begründung seiner Behauptung anführt, müssen jedem Vorurteilsfreien geradezu zwingend erscheinen —, so folgt hieraus allein, dass dann auch alle Sprachen der Welt nach den gleichen Gesetzen entstanden sind. Aber auch die nur flüchtigen Blicke, die wir bisher dorthin haben werfen können, zeigen uns in der Tat überall diese Gesetze von Metathesis und vokalischer wie konsonantischer Variation derselben Wurzel, mögen wir nun die Sprachen der



Indianer, der Neger, der Malaien oder irgendwelcher andern Völker daraufhin betrachten. Ja, diese Gesetze liegen hier oft noch in grösserer Deutlichkeit zutage als in den in ihrer Entwicklung bedeutend weiter vorgeschrittenen Sprachen der indogermanischen Völker. Wenn nun, woran ich keinen Augenblick aus den angeführten Gründen zweifle, der exakte Beweis erbracht wird, dass alle Sprachen der Erde nach den am Indogermanischen gewonnenen Gesetzen entstanden sind, wenn es sich sogar bei einer vertieften Erforschung der Wurzeln zeigen wird, dass alle Sprachen den gleichen Begriff an die gleiche Wurzel geheftet haben, so würde dadurch erst recht die Trombettische Behauptung von dem einheitlichen Ursprung der Sprache über allen Zweifel erhoben werden, und mit dem Nachweis der Einheit der Sprache würde zugleich die Monogenese des Menschengeschlechtes mindestens höchst wahrscheinlich gemacht werden. Dann aber könnten wir uns anderseits einer Herrschaft über den Stoff im tiefsten Sinne freuen, dann erst könnten wir wirklich von einer Erkenntnis der Schöpfung der Sprache reden, und wenn wir mit dieser innern Erkenntnis in die Zukunft schauen, dann dürfen wir uns schon von einem Vorgefühl der Stunde beschleichen lassen, wo wir in unsrer Erkenntnis über dem ganzen Sprachstoff der Erde stehn und von freier Höhe aus auf seine verschiedenen Gebiete hinabsehend dem letzten, tiefsten Probleme nachsinnen, der geheimnisvollen Verbindung von Leib und Seele in der Sprache. Grosse Aufgaben sind damit durch die neuen Entdeckungen der italienischen wie der deutschen Sprachforschung weiterhin für die Zukunft gewiesen, Aufgaben, die nicht nur den Sprachforscher vom Fach, sondern in gleicher Weise den Philosophen, den Anthropologen, den Naturforscher interessieren, zählte doch ein so hervorragender Naturforscher wie du Bois-Reymond die menschliche Sprache zu den Welt-rätseln, wenn auch zu denen, an deren Lösbarkeit man nicht direkt zu verzweifeln brauche.





## Kapitel VI.



# Die Schöpfungsprinzipien im Universum.

Wie diese Dinge sich aber auch gestalten mögen, wir haben den sicheren Weg erkannt, der uns allein der Lösung der letzten Sprachgeheimnisse näher führt; es ist derselbe Weg, auf dem sich uns die grossen, einfachen Gesetze ergeben haben, nach denen die Sprache ihre zahllosen Gestalten einst geschaffen hat; es ist der untrügliche Weg aus der verwirrenden Vielgestaltigkeit der Erscheinungen zur Einheit. War Sprache Natur, so musste sie in der Schöpfung ihrer Formen gerade dieses Grundgesetz aufweisen, das die ganze Natur beherrscht, und das Goethe, dem Dichter und Seher, in der reichen Flora Neapels intuitiv aufging. Hören wir den Dichter selber, wie er eine mit der seinigen gleichgestimmte Seele in der ‚Metamorphose der Pflanzen‘ in die Erkenntnis der Wahrheit einführt, dass überall in der Natur eine innere Einheit waltet:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung  
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;  
Viele Namen hörst du an, und immer verdrängt  
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.  
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern;  
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,  
Auf ein heiliges Rätsel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,  
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!

Wie diese Worte, so gilt alles weitere, was der Dichter von der immer wechselnden Gestaltung der Pflanzen sagt, auch ganz von den Gebilden der Sprache, von der Aufforderung an, sie werdend zu betrachten, wie die Kraft einfach in dem Stoffe geschlafen hat, wie dann aber die Entfaltung zu einer fast grenzenlosen Mannigfaltigkeit anhebt usw., bis endlich zu dem glücklichen Ausruf:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,  
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.

So können auch wir jetzt beglückt ausrufen, wo unser Geist in dem ‚bunten Gewimmel‘ der zahllosen Sprachgestalten

die Ordnung erkannt hat, und es gilt nun auch von jedem Gebilde der Sprache, was der Dichter von dem organischen Wachstum der Pflanzenwelt sagt:

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,  
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Kein einziges Wort der Sprache kann für uns mehr stumm bleiben, in jedes sind die Gesetze, wodurch es da ist, eingeschrieben gleichsam wie in ihre codices. Dann aber verkündet es der Genius mit sieghafter Gewissheit, schauend, dass in ähnlicher Weise Gesetze alles Leben beherrschen müssen:

Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,  
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.

Die Prinzipien des Werdens sind eben in der ganzen Natur dieselben. Ueberall denn, auf allen Gebieten der Wissenschaft klingt uns das eine Hohelied von Einheit und Einfachheit aus dem Munde der grossen Männer der Wissenschaft entgegen: sie fassen geradezu die Summe ihrer Weisheit in diesem Gedanken der Einheit und Einfachheit zusammen, der ja zugleich die ganze treibende Kraft ihrer Arbeit gewesen ist. Am gewaltigsten sehn wir das wohl bei einem Manne wie Robert Mayer, der mit der Kraft des Genies das eherne Grundgesetz unsrer modernen Naturerkenntnis entdeckt hat, der die Einheit der Naturkräfte erkannt hat, dass Wärme, Licht, Elektrizität, chemische Trennung und Verbindung usw. nichts sind als verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Wesenheit, nichts als verschiedene Formen von Bewegung, dass die gesamte im Weltall vorhandene Energiemenge eine unveränderliche Grösse ist, und dass nur ihre Erscheinungsformen unablässig wechseln. Und derselbe Gedanke von Einheit und Einfachheit hat die wissenschaftliche Grosstat des Nikolaus Kopernikus geboren. Wohl hatten schon mehrere Jahrhunderte vor ihm einzelne erleuchtete Geister die Unzulänglichkeit des verworrenen Ptolemäischen Weltsystems geahnt, und bezeichnend ist in dieser Hinsicht der bekannte Ausspruch, den König Alfons X. von Kastilien getan haben soll, als ihm der auf sein Geheiss in mehrjähriger Arbeit neu ausgeführte, mit einem Aufwand höchster äusserer Gelehrsamkeit konstruierte Aufbau der Planetenbahnen und ihrer Vorausberechnung im Jahre 1252 fertig vorgelegt wurde. Die Menge der zu Hilfe genommenen Epizyklien, wodurch das Ganze bis zum Aeussersten verwickelt worden war, erregte das ungläubige Staunen dieses königlichen Beschützers und Förderers der astronomischen Wissenschaft so sehr, dass er vor den von ihm zur Ausführung des Werkes nach Toledo berufenen Gelehrten aller Länder offen erklärte, wenn Gott ihn bei der Schöpfung um Rat gefragt hätte, so würde er die Sache einfacher eingerichtet haben. Und derselbe Einheit und Einfachheit fordernde Gedanke, der den spanischen König den Thron gekostet haben soll — erschien er doch der herrschenden Kirche

als die furchtbarste Gotteslästerung --, gewann in dem Frauenburger Domherrn die Kraft zum Durchbruch. Dreiundzwanzig Jahre seines Lebens arbeitet er meist in stiller Zurückgezogenheit an der Durchbildung seiner reformatorischen Ideen, die das ganze vierzehn Jahrhunderte lang gültige Weltsystem umstürzen, indem an die Stelle der Vielheit und der Verwicklung die Einheit und die Einfachheit traten, und wir fühlen es dem grossen Forscher nach, wie er am Schluss seines Werkes, das ihm im Druck von seinen Freunden erst auf das Totenbett gebracht werden konnte, den Gedanken der Einheit kostend voll innerer Freude in die Worte ausbricht: „Durch keine Anordnung habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron gesetzt habe.“ Und ebenso zieht sich durch die ganze, überaus vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit des grossen Verteidigers seiner Lehre, des Begründers der modernen Physik, von Galileo Galilei, das von diesem selbst ausgesprochene Bekenntnis: Alles in der Natur ist einfach. Dieselbe echt künstlerische, echt philosophische Denkmethode sehn wir ferner mit dem glänzendsten Erfolge auf die Astronomie angewandt von einem der bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft, die Deutschland je gehabt hat, von Kepler. Auch er gelangte nach seiner eignen ausdrücklichen Erklärung von dieser Forderung rein künstlerischer Art, von dem Suchen nach Einfachheit und Harmonie innerhalb des Weltgebäudes zu seinen unsterblichen Theorien: so demonstrierte er die Sphärenmusik, die Plato, der Philosoph, einst ahnte. In der geologischen Wissenschaft finden wir bei einem Forscher wie Eduard Suess in seinem grundlegenden Werke ‚Das Antlitz der Erde‘ den Grundsatz ausgesprochen, dass man für das tiefere Verständnis der Gebirgsbildung zu einer immer einheitlichern Erkenntnis der Erdfaltungen vordringen müsse, und wenn wir die auf der Erde lebenden Wesen betrachten, so zeigen uns die Forschungen eines Darwin und seines begeisterten Apostels Haeckel, wie in all dieser Vielheit der Körperformen eine tiefe innere Einheit herrscht. Wie Trombetti die Einheit der Sprachen des ganzen Menschengeschlechtes nachzuweisen sucht, so sehn wir den Anthropologen Johannes Ranke in seinem Buche ‚Der Mensch‘ mit Entschiedenheit für die Einheit der Menschenrassen eintreten. Ueberall finden wir auf den Höhen der Forschung denselben leitenden Gedanken immer wieder ausgesprochen, mögen ihre Gebiete noch so verschieden sein, so auch auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, wo wir von Karl von Clausewitz, dem berühmten Reformator der modernen Kriegskunst, in seinem Buche ‚Vom Krieg‘ zu hören bekommen: „Im

Kriege ist alles einfach“, mit dem bedeutungsvollen Zusatze „aber das Einfache ist schwer.“

Diese Art wissenschaftlicher Forschung war nicht immer da. Dem Altertum und dem Mittelalter gänzlich fremd, konnte sie erst eintreten, nachdem sich der Mensch mehr und mehr seiner selbst als eines in sich einheitlichen und einfachen Wesens bewusst geworden war und sich über die Art seiner Geisteskräfte wie über ihr Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt klar zu werden begonnen hatte. Der Renaissance gebührt das unsterbliche Verdienst, den Bann des scholastischen mittelalterlichen Denkens für immer gebrochen und diese neue Denkart, auf der unsre ganze moderne Philosophie und Wissenschaft beruht, herbeigeführt zu haben. Nichts ist bezeichnender für alle Forschung und Erkenntnis als die Worte, mit denen Kant diese ‚Revolution der Denkart‘ in ihrer Wirkung auf die empirische Naturwissenschaft bespricht: „Als Galilei seine Kugeln die schiefe Fläche mit einer von ihm selbst gewählten Schwere herabrollen oder Torricelli die Luft ein Gewicht, was er sich zum voraus dem einer ihm bekannten Wassersäule gleich gedacht hatte, tragen liess, so ging allen Naturforschern ein Licht auf. Sie begriffen, dass die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwürfe hervorbringt, dass sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehn und die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen müsse; denn sonst hängen zufällige, nach keinem vorher entworfenen Plane gemachte Beobachtungen gar nicht in einem notwendigen Gesetze zusammen, welches doch die Vernunft sucht und bedarf. Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der andern an die Natur gehn, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt. Und so hat sogar Physik die so vorteilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt, gemäss dasjenige in ihr zu suchen (nicht ihr anzudichten), was sie von dieser lernen muss, und wovon sie für sich selbst nichts wissen würde. Hierdurch ist die Naturwissenschaft allererst in den sichern Gang einer Wissenschaft gebracht worden, da sie so viel Jahrhunderte durch nichts weiter als ein blosses Herumtappen gewesen war.“ Wir bringen eben die Ordnung und Regelmässigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, selbst hinein, in uns liegen die subjektiven Bedingungen dieser Einheit, die zugleich objektive Gültigkeit haben, wie es Kant treffend

ausdrückt: „Der Verstand ist selbst die Gesetzgebung für die Natur, selbst der Quell der Gesetze der Natur, und mithin der formalen Einheit der Natur.“

Subjekt und Objekt sind eben nicht die Gegensätze, als die man sie gewöhnlich hinzustellen liebt. In dem Masse wird der Gegensatz aufgehoben, als der Einzelne in seiner Erkenntnis fortschreitet, je mehr die Wissenschaft als Ganzes sich von der Analyse, von der sie ihrem Wesen nach ausgeht, erhebt zur Synthese und sich damit wieder die Hand reicht mit ihrer Schwester, der Kunst. Denn im Künstler fallen Subjekt und Objekt von vornherein zusammen, darauf beruht ja der wunderbare Zauber von allem, was durch die Seele eines Künstlers gegangen ist, der bestrickende Zwang, dass wir die Dinge sehen müssen, wie er sie gesehen hat. Und ihm enthüllen die Dinge, da er eins ist mit ihnen, unmittelbar ihr innerstes Wesen. „Die Kunst steckt wahrhaftig in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie“, sagt Dürer. Wo der Künstler von vornherein steht, dahin muss sich die Wissenschaft erst hinaufarbeiten, dann aber sind Kunst und Wissenschaft in ihrem Wesen eins. Darum auch die völlige Uebereinstimmung, ob wir wie eben die Bekenntnisse der auf den Höhen der Wissenschaft stehenden Männer vernehmen, oder ob wir aus dem Munde eines echten Künstlers wie Gottfried Keller über das Wesen der Kunst folgendes Bekenntnis hören, bei dem man zugleich an unsre Beherrschung des Sprachstoffes denken möge: „Denn wie es mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten auf einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben, das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst; darum unterscheiden sich die Künstler nur dadurch von den andern Menschen, dass sie das Wesentliche gleich sehen und es mit Fülle darzustellen wissen, während die andern dies wieder erkennen müssen und darüber erstaunen, und darum sind auch alle die keine Meister, zu deren Verständnis es einer besondern Geschmacksrichtung oder einer künstlichen Schule bedarf.“

Am höchsten aber klingt dieser Ton bei den Namen Spinoza und Goethe, wo diese Begriffe von Einheit und Einfachheit, Wahrheit, Wesen, Notwendigkeit zugleich in dem Gedanken der Ewigkeit gipfeln. *Simplex verum est*, diese unmittelbare Gleichstellung der Begriffe ‚einfach‘ und ‚wahr‘, nach der es ganz eins ist, ob man sagt ‚das Einfache ist wahr‘ oder ‚das Wahre ist einfach‘, kehrt bei Spinoza mit den Begriffen der *intima essentia* (innerste Wesenheit) und der *necessitas* (Notwendigkeit) immer und immer wieder, und wenn wir uns in die Gedankenwelt Goethes versenken, besonders in die Gedichte über ‚Gott und Welt‘, so finden wir auch hier immer wieder nur denselben Gedanken ausgesprochen von ‚dem ewig Einem, das

sich vielfach offenbart. Und wer diese Einheit auf einem Gebiete tief erkannt und empfunden hat, der sieht sie eben in der ganzen Schöpfung und wertet mit dem grossen Spinoza die vergänglichen Güter Reichtum, Ehren und Sinnenlust nicht mehr als den Gipfel des Besitzes und Genusses, der gelangt vielmehr in den Besitz des ‚wahren und höchsten Gutes‘, das in nichts anderm bestehn kann als in der

*cognitio unionis, quam mens cum tota natura habet.*

Auf dieser Höhe der Erkenntnis wird Wissenschaft ein Suchenmüssen nach Wahrheit, das, wie der Beweis eines glimmenden Funkens göttlichen Geistes in unserm Geiste, als ein stilles Heimweh in unsern Herzen zittert, wird Wissenschaft zugleich mit ihrer Schwester, der Kunst, das tiefste und reinste Bedürfnis des menschlichen Geistes, sittliche Tat, Religion. Darum wehe dem, der von diesen beiden edelsten Blüten des Menschengeistes gering denkt und gar den Sinn für sie in sich ertötet!



# INHALT.

---

Kapitel	Seite
I. Das zentrale Problem der Sprachwissenschaft . . . . .	1—8
II. Die Gesetze der Sprachschöpfung . . . . .	9—14
III. Die physische Seite der Sprachschöpfung . . . . .	15—19
IV. Die psychische Seite der Sprachschöpfung . . . . .	20—30
V. Die neuen grossen Aufgaben der Sprachwissenschaft . . . . .	31—33
VI. Die Schöpfungsprinzipien im Universum . . . . .	34—39





Kapitel	
I. Das z	1—8
II. Die C	9—14
III. Die p	15—19
IV. Die p	20—30
V. Die r	31—33
VI. Die S	34—39

Seite	
1—8	.....
9—14	.....
15—19	.....
20—30	.....
31—33	.....
34—39	.....

**TIFFEN® Gray Scale**

© The Tiffen Company, 2007

Color calibration circles: R, G, B, W, G, K, C, Y, M

Step numbers: A 1, 2, 3, 4, 5, 6, M 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, B 17, 18, 19



